1,20 DM/Band 38

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Robert Lamont

Sie kamen aus dem Schattenreich



Sie kamen aus dem Schattenreich

Professor Zamorra Nr. 38

von Michael Kubiak

erschienen am 02.12.1975

Sie kamen aus dem Schattenreich

Stockfinster war es in der winzigen Zelle. Nicht der leiseste Lufthauch durchbrach die eisige Kälte. Und doch barg die Zelle einen grausigen Inhalt. In ihr lag – Mordius! Ein wahnsinniger Wissenschaftler, der den Tod besiegt hatte und nur noch ein Ziel kannte. Rache! Rache an Professor Zamorra…

Die Gestalt lag unter einem weißen Tuch. Man hatte sie hergebracht, nachdem man sie aus den Trümmern eines Hauses geborgen hatte.

Als man den Toten fand, hatte er kaum noch Ähnlichkeit mit einem Menschen. Seine Haut war verbrannt, ein Auge völlig geschlossen. Die Lippen waren zusammengeschrumpft zu unnützen Hautlappen.

Er war so tot, wie man nach einem Höllenfeuer nur sein kann.

Und doch wohnte in der Leiche eine Kraft, die ihr das Leben wiedergeben konnte, wann immer sie es wollte. Das weiße Laken bewegte sich. Es raschelte leise, als sich die Gestalt darunter rührte.

Mordius brauchte die Augen nicht zu öffnen, er wusste auch so, wo er sich befand. Und er wusste auch, was mit ihm geschehen sollte. Auf einem Operationstisch würde er enden und Studenten als Demonstrationsobjekt dienen.

Doch das wäre ein entwürdigendes Ende für einen der Begabtesten, aber zugleich auch verruchtesten Wissenschaftler, den die Erde je beherbergt hatte.

Das durfte nicht, sollte nicht sein. Wieder zuckte das Laken, diesmal schon stärker.

Mit der Kraft seiner allmählich erwachenden Gedanken tastete Mordius seine Umgebung ab.

Er stieß auf glatte, kalte Wände. Eine Ahnung sagte ihm, dass ganz in seiner Nähe noch weitere lagen, die ebenfalls den Weg ins Nichts angetreten hatten.

Nur unterschied er sich von ihnen darin, dass er nicht tot war.

Zwar zeigte er keine Lebensfunktionen mehr. Auch brauchte er das nicht mehr, was normale Menschen zur Erhaltung ihrer Lebenskraft verwendeten.

Das war das eigentlich Schreckliche an ihm. Es gab nichts, was ihm hätte den ewigen Frieden schenken können. Sein unseliger Trieb jagte ihn immer wieder ins Leben.

Und dort wollte er auch hin, denn er hatte noch eine Rechnung zu begleichen, und zwar mit dem Mann, der dafür gesorgt hatte, dass er hier gelandet war.

Der Name hatte sich in seinem Gehirn eingegraben und würde dort erst dann gelöscht werden, wenn es ihn nicht mehr gab.

Zamorra! Immer würde ihn der Name und das Bild dieses Mannes verfolgen. Unter Millionen würde er ihn finden und dann richten.

Eine Hand tastete sich unter dem weißen Tuch hervor und strich prüfend über die Seitenwand und die Decke des kalten Gefängnisses.

Es musste eine Leichenkammer sein, in der er sich befand. Die Leichenkammer der Polizei.

Mordius konnte sich erinnern, mit seinen nie untätigen Körpersensoren Polizisten gespürt zu haben. Dann eine lange Fahrt und jetzt das hier.

Wieder tastete die Hand die Umgebung ab.
Als würde sie den Widerstand der Gefängniswände testen, so suchte sie nach einer schwachen Stelle und drückte probeweise gegen die glatten Flächen.
Am Kopfende glitt das Laken zur Seite und gab ein Gesicht frei, das jeder Beschreibung spottete. Keine Augenbrauen, die Haut stellenweise vom Ruß und von der Feuersglut geschwärzt.
Die toten Augen zuckten!
Mordius spreizte die Beine und stemmte die Arme gegen die Seitenwände.
Eine zyklopenhafte Kraftanstrengung ließ die Stränge seiner Muskeln hervortreten.
Deutlich zeichneten sie sich unter der schlaffen und fahlen Haut ab. Ein Knirschen erklang, ein gepeinigtes Quietschen von Blech, das verbogen wird.
Die Seitenwände gaben nach, die Klappe, die die Kammer verschloss, wölbte sich nach außen, sprang mit einem lauten Knall aus der Halterung und schepperte zu Boden.
Die Fliesen und kahlen Wände der Leichenhalle warfen den Lärm in vielfachen Echos durch den Raum.
Mordius störte sich nicht daran. Er hatte sich keine Mühe gegeben, leise zu sein.
Man konnte ihn ruhig hören, konnte ihn ruhig kommen sehen. Er hatte es nicht nötig, sich im Verborgenen aufzuhalten.
Ihm konnte niemand gefährlich werden, schon gar nicht die Menschen.
Aalgleich wand er sich aus der engen Kammer. Wie in einer Schublade hatte man ihn in die Zelle geschoben. Ihn, das einzige Genie, das die Menschheit hätte verändern können, weil es in der Lage war, den Menschen die Herrschaft über den Tod zu geben.
Doch er wollte seine Erkenntnisse für sich behalten, denn er wollte der einzige sein, für den weder Zeit noch Raum galten.
Die nackten Füße des unheimlichen Zombies berührten den eisigkalten Steinboden. Sie zuckten nicht zurück, denn in ihnen wohnte kein Gefühl mehr.
Die Nerven des Ungeheuers waren tot, hatten ihre Arbeit eingestellt. Als Unsterblicher brauchte Mordius sie auch nicht, denn ihm konnte niemand etwas anhaben. Immer wieder würde er es schaffen, zurückzukehren und seinen Rachefeldzug fortzusetzen.
In der Halle brannte ein trübes Licht. An der Stirnseite des Raumes konnte Mordius kraft seiner Gedanken eine Tür ausmachen.
Langsam setzte er sich in Bewegung und ging darauf zu.
Kurz davor blieb er stehen und neigte den Kopf vor, als würde er lauschen.

Nein, er hatte sich nicht getäuscht, nicht weit von der Tür entfernt hielt sich ein Lebewesen auf, das Mordius als Mensch identifizierte.

Es musste ein alter Mann sein, denn die Müdigkeit machte ihm zu schaffen, obwohl es noch nicht allzu später Abend war.

Immer wieder sank sein Kopf in die Lehne des alten, verschlissenen Sessels.

Mordius wusste genau, wie der Alte reagieren würde, wenn er seiner ansichtig würde. Er würde schreien und sich zur Wehr setzen.

Ohne dass der Alte vor der Tür es ahnte, war damit sein Todesurteil beschlossene Sache.

Mordius würde sich keine Steine mehr in den Weg legen lassen. Er hatte nur ein Ziel – seinen Erzfeind Zamorra zu bestrafen. Er hatte ihn schließlich um sein Lebenswerk gebracht, wenn auch nicht vollständig, wie sein Wiederaufleben ja bewies.

Mordius streckte den Arm aus.

Mit unendlicher Langsamkeit näherte sich die Hand der Türklinke, während sein hasserfüllter Geist bereits über die Todesart nachdachte, die er dem Unbekannten zugedacht hatte…

***

Bill Jones, den alle im Polizeipräsidium nur ›den Veteranen‹ nannten, saß hinter seinem Schreibtisch in einem kleinen Zimmer unweit des Leichensaales. Er hatte sich in eine Zeitung so sehr vertieft, dass sein Kopf nach vorn gesunken und er eingeschlafen war.

Darum bekam er auch nichts davon mit, wie sich die Tür des Saales öffnete und ein Monstrum hervortrat, dem der Hauch des Todes vorauswehte.

Es war ein Mann, kaum noch als solcher zu erkennen, der nur mit einem langen weißen Hemd bekleidet war, einem Totenhemd.

Sein Gesicht war völlig entstellt, und in seinen Augen lag ein stumpfer Glanz.

Es war Mordius, der seinen Weg aus der Kühlbox gefunden hatte, in denen alle Opfer irgendwelcher Verbrechen landeten, wenn diese noch nicht aufgeklärt waren oder sich keine Hinterbliebenen der Opfer meldeten.

Das Klatschen der nackten Füße, auf den Platten des Ganges hier im Keller des Polizeipräsidiums von Dublin wurde als Echo von den Wänden zurückgeworfen. Wie ein Vorbote des Grauens tanzte es durch die öden Wandelgänge und Nischen.

Nur eine trübe Notlampe erhellte den Gang.

Daher war auch der Lichtstreifen deutlich zu erkennen, der unter einer Tür hervor auf den Boden des Ganges fiel.

Zielstrebig hielt Mordius darauf zu. Er brauchte noch einige Informationen, um endlich seinen Rachefeldzug starten zu können. Er

hoffte sie von dem Alten zu bekommen, den er in diesem Zimmer wusste und der schlief. Dies meldeten ihm immerhin seine unsichtbaren Sensoren, die die Verbindung zwischen Umwelt und seinem Gehirn darstellte.

Vor der Tür blieb Mordius kurz stehen und lauschte.

Nichts rührte sich. Lediglich ruhige und gleichmäßige Atemzüge drangen an das Ohr des Ungeheuers aus einer anderen Dimension.

Zufrieden gab er einen Knurrlaut von sich.

Mordius wusste, dass er leichtes Spiel haben würde.

Seine Hand legte sich auf die Türklinke. Langsam drückte er sie herunter. Die Tür war nicht verschlossen.

Als er sie jedoch aufschieben wollte, brach plötzlich ein in dieser Totenstille ungeheurer Lärm los. Ein Krachen und Poltern drang aus dem Raum, dass Mordius die Türklinke fahren ließ und zurücksprang.

Im Bruchteil von Sekunden hatte er sich in eine Nische gedrückt und verschmolz völlig mit dem schwarzen Schlagschatten.

Bill Jones war von seinem Tisch hochgefahren. Verwirrt schaute er sich um. Dann sah er es. Die Tür stand einen Spalt breit offen und hatte seinen aus einem Stuhl und mehreren Aktendeckeln selbstgebauten Warnmechanismus umgeworfen.

Nachdenklich kratzte sich der alte Beamte den Kopf und versuchte, aus seiner schlafumwobenen Traumwelt wieder zurück in die Wirklichkeit zu finden. Seine Augen wurden allmählich klar und tasteten aufmerksam den Raum ab.

Nein, eingedrungen war hier niemand. Kopfschüttelnd starrte der Alte auf die Zeitung, die vor seiner Nase auf dem Tisch lag.

Wahrscheinlich war die Tür von allein aufgesprungen und hatte den genialen Aufbau umgeworfen.

Schwerfällig erhob sich der alte Jones. Man war eben nicht mehr der Jüngste. Mit müden Schritten schlurfte er zur Tür – geradewegs in sein Verderben…

***

Mordius hatte genau verfolgen können, was in der kleinen Kammer vor sich ging. Als nämlich der Leichenwärter aus dem Schlaf gerissen worden war, hatte das Gehirn seine Arbeit wieder aufgenommen und produzierte in einem fort selbstständige Gedanken.

Daher kannte Mordius auch die Überlegungen von Bill Jones, der sich am liebsten wieder zu Bett gelegt hätte. Ihm kam dieser Wunsch des Beamten nur gelegen. Umso geringer würde seine Konzentration ausfallen, wenn es ihm an den Kragen gehen sollte. Auch rechnete er in diesem Zustand überhaupt nicht mit einer bösen Überraschung.

Mordius grinste bösartig vor sich hin. Na, der Alte würde noch sein blaues Wunder erleben. Einen Mordius legte man nicht so einfach in

einen Sarg oder in eine Leichenkammer und ließ ihn von einem alten, zittrigen Mann bewachen.

Mordius, der ja nun wusste, woher das Krachen gekommen, schlich sich wieder weiter nach vorn. Er musste auf der Hut sein, jetzt auf keinen Fall ein Geräusch zu verursachen.

Denn ein zweites Mal würde der Alte sich nicht so einfach zurückziehen, dann hieß es sofort kämpfen, und zwar ohne Überraschungsmoment.

Mordius drückte die Klinke erneut hinunter und trat dann mit voller Wucht gegen die Tür.

Mit einem lauten Getöse brach die Tür aus den Scharnieren. Mordius tat einen riesenhaften Satz und stand mitten in dem Raum, der Bill Jones immer als Bereitschaftszimmer galt und den er allnächtlich bewohnte oder auch tagsüber, je nachdem wie es der Dienst erforderlich machte.

Mit einem schnellen Blick erfasste Mordius die Situation.

Der alte Bill Jones war rein reflexhaft vom Stuhl aufgesprungen und stand in leicht gebückter Haltung da. Sein Gesicht war von Grauen und Angst verzerrt. Speichel lief ihm aus dem Mundwinkel, doch er schien es nicht zu bemerken.

Aber zu schrecklich war auch der Anblick des lebenden Toten, der sich ihm bot. Seine Sinne begriffen nicht, was sie sahen. Er konnte sich nicht erklären, wie ein Toter wieder zum Leben auferstehen konnte.

Und er wusste auch nichts vom Wasser des Lebens, das den Menschen über den Tod siegen lassen konnte, so wie Mordius darüber triumphierte.

In seinen letzten Sekunden seines ersten normalen Lebens hatte er noch Gelegenheit gefunden, die Menge dieser geheimnisvollen Flüssigkeit zu trinken, die er bereits hatte fertig stellen können. Und auf wunderbare Weise hatte das Wasser des Lebens wirklich seine Wirkung gezeigt.

Bill Jones’ Augen fuhren gehetzt hin und her. Er suchte nach einer Möglichkeit, dem Ungeheuer zu trotzen, doch er fand nichts, was ihm hätte helfen können.

Mordius ließ sein Opfer nicht aus den Augen. Er wollte den Alten lebend, denn er hoffte, von ihm zu erfahren, wo dieser Professor Zamorra lebte, an dem er sich rächen wollte.

Darum ging Mordius auch nicht mit aller Brutalität vor, als Bill Jones sich ihm zum Kampf stellte. Er hatte einen Stuhl gepackt und hielt ihn vor sich, wie es oft Dompteure tun, wenn sie einem aufsässigen Raubtier gegenüberstehen.

Mordius lachte heiser, als er die mickrige Waffe sah. Mit einer blitzschnellen Bewegung seines rechten Armes fegte er den Stuhl

beiseite.

Er wurde Bill Jones aus der Hand gerissen und zerschellte an der Wand. Splitter tanzten durch die Luft und rieselten zu Boden. Entgeistert starrte Bill Jones auf den Rest eines Stuhlbeines, das er noch in der Hand hielt.

Ihm wurde kalt. Unkontrolliert schlugen seine Zähne aufeinander.

Er wollte um Hilfe schreien, wollte Unterstützung herbeiholen, doch kam nur ein Krächzen aus seiner Kehle, das man kaum als verständlichen Laut bezeichnen konnte.

Mordius machte einen Schritt auf den alten Mann zu. Der wich mit bebenden Gliedern zurück, bis er gegen die Wand stieß und zwangsläufig aufgehalten wurde.

Allmählich begriff Bill Jones, wen er da vor sich hatte. Dieser französische Professor hatte irgend etwas von lebenden Toten erzählt, und dass die aus dem halbverbrannten Haus geborgene Leiche einmal derjenige gewesen war, der die Leichen von den Friedhöfen gestohlen hatte, um mit ihnen seine wahnwitzigen Versuche anzustellen.

Bill Jones meinte, sein Verstand würde stehen bleiben. Das war zuviel für ihn. Lange lebte er schon im Angesicht des Todes, aber so etwas hatte er in seinem Leben auch nicht nur zu träumen gewagt.

Er machte eine matte Bewegung mit dem Arm, als wolle er diese Vision des Schreckens vor seinen Augen fortwischen. Doch das grauenvolle Bild blieb.

Jetzt streckte das Ungeheuer einen Arm aus. Zu Klauen verkrümmte Finger schossen auf den alten Leichenwärter zu.

Er wollte zurückzucken, vergaß die Wand hinter sich und krachte mit dem Kopf in voller Wucht dagegen. Für einen Moment wurde ihm schwarz vor Augen und er konnte sich nicht rühren. Diese Sekunden reichten der Bestie aus dem Totenreich.

Die Finger verkrallten sich in dem weißen Kittel des alten Mannes und rissen ihn von der Wand weg. Sein Gesicht rieb sich an feuchtem Stoff. Ein ekelhafter Geruch stieg dem Alten in die Nase. Er schlug die Augen auf und starrte direkt in die versengte Fratze des Ungeheuers.

Langsam teilten sich die strichdünnen, verbrannten Lippen in dem Gesicht, das man kaum mehr als solches bezeichnen konnte.

»Wer hat mich hierher gebracht?«, kam es krächzend und hohl aus dem Schlund des Untoten. »Wer hat das getan? Wer hat sich mir widersetzt? Rede, sonst breche ich dir jeden Knochen einzeln und du wärest froh, wenn du als Wanze auf die Welt gekommen wärest! Wenn du schweigst, werde ich dich zertreten wie Ungeziefer! Denn wisse, ich bin Mordius, der das Geheimnis des Lebens kennt!«

Bill Jones öffnete den Mund, wollte etwas sagen, wollte Luft holen, aber er konnte nur krampfhaft den Kopf schütteln. Beschwörend schaute er dabei das Unheuer an.

Die Bestie schien ihn nicht verstehen zu können, oder sie liebte es, ihr Spiel mit dem Alten zu treiben. Denn Mordius wusste sehr wohl, was in dem Kopf des Alten vorging.

Er hatte nur das Thema ansprechen müssen, um die Gedanken des Leichenwärters in diese Richtung zu lenken.

Und Mordius erkannte, dass er bei Bill Jones kein Glück haben würde. Der Mann wusste wirklich nichts über den Fremden außer seinen Namen und eben die Tatsache, dass er Franzose war.

Mit einer wütenden Geste stieß Mordius den Leichenwärter zurück. Bill Jones stolperte, ruderte mit den Armen, um sein Gleichgewicht zu behalten, und stürzte mit dem Hinterkopf auf die Tischkante.

Ein irrer Schmerz raste durch seinen Körper, umklammerte sein Herz und warf ihn in tiefe Bewusstlosigkeit.

Kraftlos rutschte er auf den Boden, wo er bewegungslos liegen blieb.

Mordius würdigte den Alten keines Blickes mehr und wandte sich um. Einen Moment blieb er stehen und dachte nach. Dann hatte er den Einfall, den er brauchte.

Ein Name zuckte durch sein Gedächtnis.

Kevin Masters!

Diesen Namen hatte er gehört, als man ihn in das Polizeipräsidium transportiert hatte. Hinter dem Namen musste sich ein Beamter dieses Hauses verbergen.

Der Mann hatte mit diesem Professor Zamorra eng zusammengearbeitet, musste also auch wissen, wo er zu finden sein würde.

Entschlossen setzte Mordius sich in Bewegung. Er musste diesen Kevin Masters finden, und wenn er dabei in jeden Raum des Gebäudes schauen musste…

***

Kevin Masters saß noch in seinem Büro und beschäftigte sich mit dem eben abgeschlossenen Fall.

Dieser unheimliche Leichendieb war wirklich eine harte Nuss gewesen. Es hatte verdammt lange gedauert, bis man ihn gefunden hatte, und dann wäre beinahe alles schief gegangen.

Aber der Franzose mit dem exotischen Namen hatte ganze Arbeit geleistet. Ja, das war etwas gewesen, dachte Kevin Masters und wünschte sich, auch einmal eine solche Persönlichkeit zu werden.

Doch dazu würde es wohl nie kommen, denn der alte McCormick sorgte schon dafür, dass er alle Lorbeeren einsteckte und eventuelle Fehler auf seine Untergebenen abschob.

Kevin Masters war so in Gedanken versunken, dass er die sich nähernden Schritte auf dem Gang draußen nicht hörte.

Es war Mordius, der sich dort der Tür näherte, unter der Licht auf

den völlig dunklen Gang fiel.

Als Mordius das Namensschild las, wusste er, dass er sein Ziel erreicht hatte. Er hatte den Gesuchten gefunden. Jetzt musste er nur zusehen, dass er auch das Gewünschte erfuhr.

Mordius verharrte einen Moment. Ohne dass sein Opfer es merkte, tastete er sich in dessen Gedanken und entzifferte sie.

Er kam genau im richtigen Augenblick. Kevin Masters beschäftigte sich eben mit diesem Professor aus Frankreich. Mehr konnte der Untote nicht feststellen. Aber das würde sich gleich ändern.

Sein Instinkt sagte ihm, dass die Tür offen war.

Er legte seine eiskalte Hand auf die Klinke und drückte sie herunter.

Da das Fenster in dem Zimmer offen war, entstand Durchzug, der einen Bogen Papier vom Schreibtisch wehte, hinter dem ein junger Mann saß.

Das ist er!, zuckte es durch Mordius.

Gedankenverloren bückte der junge Mann sich, um das Papier aufzuheben. Er legte es auf den Tisch, wollte sich wieder der Akte vor ihm zuwenden, als er stutzte.

Mordius wusste sofort, dass Kevin Masters etwas aufgefallen war – der Durchzug konnte nur von einer offenen Tür herrühren.

Kevin Masters' Kopf fuhr hoch – und seine Augen weiteten sich in Grauen erfülltem Verstehen.

Mit einem Blick hatte er das Ungeheuer dort im Türrahmen erkannt. Und er reagierte sofort. Seine Schrecksekunde währte um vieles kürzer als die des alten Bill Jones.

Er hatte sein Schulterhalfter nicht abgelegt. Gedankenschnell zog er den Revolver, ließ sich nach rückwärts fallen und zog durch. Einmal, zweimal, dreimal.

Übermäßig laut dröhnten die Detonationen durch das kleine Büro.

Satt klatschten die Kugeln in den Körper des Untoten.

Doch sie zeigten keine Wirkung!

Mordius lachte gellend auf. Ihm schien es fast Freude zu bereiten, von dem Beamten angegriffen zu werden. Sein Gesicht verzerrte ein triumphierendes Grinsen.

Und wieder lachte er auf.

Kevin Masters traute seinen Augen nicht. Er hatte doch deutlich gesehen, wie die Kugeln ihr Ziel fanden! Für einen Moment war er wie gelähmt.

Mordius machte einen riesigen Satz zum Schreibtisch hin und packte die Krawatte des Beamten. Mit einem brutalen Ruck zerrte er den jungen Mann halb über die Tischplatte.

»Wo finde ich Zamorra?«, zischte er. »Wo finde ich den Kerl? Sag es mir, oder ich breche dir jeden Knochen in deinem jämmerlichen Leib!«

Kevin Masters, der wusste, dass der Unheimliche in den Gedanken

anderer Menschen lesen konnte, bemühte sich, an nichts sagende Dinge zu denken. Er durfte die Adresse des Professors auf keinen Fall preisgeben!

Mordius, der versucht hatte, eine für ihn aufschlussreiche Reaktion aufzuspüren, merkte sofort, dass sein Gegenüber über seine besonderen Fähigkeiten orientiert war.

So musste er es dann mit Gewalt versuchen. Doch bevor er zur Tat schreiten konnte, war ihm ein Zufall behilflich. Sein Blick war auf die halbgeöffnete Schublade des Schreibtisches gefallen.

Deutlich konnte er plötzlich eine Schreckreaktion bei Kevin Masters feststellen.

Und da wusste er genug.

Er hob die andere Faust, riss Masters noch ein kleines Stück zu sich heran und stieß die Faust nach vorn.

Mit einem dumpfen Laut traf sie die Stirn des jungen Beamten, der sofort schlaff wurde und auf die Schreibtischplatte kippte.

Mordius ließ ihn los, und Masters rutschte zurück. Unter lautem Poltern ging er mitsamt seinem Schreibtischstuhl zu Boden.

Mordius schob den Kriminalisten nachlässig mit dem Fuß beiseite und zog die Schublade ganz heraus.

Ihr Inhalt flatterte auf den Boden, und es dauerte nicht lange, dann hatte er gefunden, was er suchte.

Es war eine kleine, weiße Karte – die Visitenkarte des französischen Professors.

Mit fotografischer Genauigkeit prägte Mordius sich die Buchstaben ein. Nun wusste er, wohin er sich zu wenden hatte.

Doch so konnte er auf keinen Fall auf die Straße gehen, wenn man ihn auch nicht hätte aufhalten können, so hätte er doch durch sein auffälliges Aussehen und das damit verbundene Aufsehen, das er ohne Zweifel erregt hätte, viel Zeit verloren. Und das konnte und wollte er sich nicht leisten.

Sein prüfender Blick tastete die Gestalt des Bewusstlosen ab, dann bückte sich das Monstrum.

Mit schnellen Bewegungen zerrte es dem Beamten die Kleider vom Körper und zog sie sich selbst an.

Sie passten zwar nicht wie angegossen, doch es musste gehen.

Mordius warf noch einen letzten Blick auf die Kampfstätte. In einer plötzlichen Eingebung nahm er noch einmal die gesuchte Visitenkarte auf und steckte sie in die Tasche der Jacke.

Dann wandte er sich endgültig um und verließ ungesehen das Polizeipräsidium.

Als er durch die nachtdunklen Straßen von Dublin eilte, war er das personifizierte Grauen, ein Bote des Todes auf der Suche nach Beute.

***

Kommissar McCormick hatte in dieser Nacht schlecht geschlafen.
Der Tote in der Leichenkammer des Präsidiums wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. Irgendwie hatte er das Gefühl, als würde ein böser Einfluss von diesem geheimnisvollen Toten ausgehen.
Als McCormick an diesem Morgen das Präsidium betrat, bemächtigte sich seiner eine unerklärliche Unruhe. Eine Ahnung sagte ihm, dass der Tag für ihn ziemliche Überraschungen in sich barg. Und diese Ahnung bewahrheitete sich, als er sich seinem Büro näherte.
Aus einem der Zimmer fiel ein breiter Lichtstreifen auf den ansonsten düsteren Gang. Es war das Zimmer seines Assistenten Kevin Masters.
»Kevin, was wollen Sie denn so früh…« Die restlichen Worte blieben ihm im Halse stecken.
Der Raum sah aus, als hätte hier ein Wirbelsturm gewütet. McCormick wurde blass.
»Verdammt, Kevin, was ist?«
McCormick stürmte in das Büro. Gehetzt wanderte sein Blick über den Schreibtisch, den umgekippten Schreibtischsessel – und dann sah er einen Fuß, der hinter einem Regal hervorragte.
McCormick stieß den Tisch, der ihm im Wege war, beiseite und kniete sich nieder.
Es war sein Assistent. Sein Gesicht war totenblass, und aus einer Wunde an der Schläfe sickerte ein dünner Blutfaden.
McCormick musste sich anstrengen, seinen kühlen Kopf zu bewahren. Er stürzte zum Telefon und rief die Ambulanz.
»Los, schickt mal den Doc rauf. Hier ist was Schreckliches passiert. Und macht schnell. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät.«
Es dauerte keine zwei Minuten, da stand der Notarzt des Präsidiums im Raum und kümmerte sich um den Bewusstlosen.
Nach einer kurzen Untersuchung richtete er sich auf.
»Soweit ich das in der Eile feststellen kann, ist ihm nichts Schlimmes geschehen. Sein Puls geht normal, und die Wunde am Kopf ist nicht so schlimm.«
Der Arzt bettete den Verletzten etwas bequemer auf den Boden und rief seine Abteilung an.
»Bringt eine Bahre mit, Masters hat es erwischt… Nein, ich weiß nicht wie. Fragt nicht soviel und kommt lieber.«
Zwei Sanitäter tauchten kurz darauf in der Tür auf und hoben den jungen Kriminalbeamten auf eine mitgebrachte Bahre. Dann trugen sie ihn ins Notarztzimmer des Präsidiums.
Der Arzt ging hinterher, und McCormick konnte endlich daran denken, etwas zu unternehmen.
Zuerst einmal meldete er sich beim Pförtner, ob er etwas Ungewöhnliches beobachtet hätte. Die Auskunft lautete negativ. Dann sorgte McCormick dafür, dass das ganze Gebäude durchsucht wurde.

Und dann erreichte ihn auch schon die zweite Hiobsbotschaft.

Der alte Bill Jones wurde ebenfalls bewusstlos in seinem Zimmer im Keller aufgefunden, und eine Box in der Leichenhalle war aufgebrochen.

McCormick brauchte gar nicht zu fragen, welche Box es war. Er wusste es schon so. Die Antwort auf die Frage bestätigte es ihm.

Für einen Moment war er wie vom Donner gerührt. Dann rannte er hinunter ins Krankenzimmer, in das man den alten Jones bereits gebracht hatte. Auch ihm ging es den Umständen entsprechend. Außer einer Prellung an der Schulter und einer kräftigen Beule am Hinterkopf war alles heil geblieben.

Kevin Masters war wieder bei Bewusstsein, und McCormick begann trotz der Proteste des Arztes ihn auszufragen.

»Mensch, Kevin, was war denn gestern Abend los? Sie wollen doch nicht sagen, dass dieser verrückte Professor…«

Kevin Masters nickte schwach. Seine Stimme war nur ein Flüstern.

»Doch, Inspektor, es war dieser unheimliche Tote. Ich habe ihn ganz deutlich erkannt. Er kam rein und wollte die Adresse von diesem Professor aus Frankreich wissen. Dann schlug er mich nieder und muss wohl verschwunden sein. Da fällt mir ein, dieser Professor Zamorra hat mir eine Visitenkarte dagelassen. Sie muss auf dem Schreibtisch liegen.«

McCormick schüttelte den Kopf.

»Ich habe gerade nachgeschaut, ob etwas fehlt. Die Karte habe ich nicht gefunden.«

Kevin Masters versuchte sich aufzurichten.

»Wir müssen den Professor warnen! Chef, schicken Sie ihm ein Telegramm! Dieser verdammte Untote will sich bestimmt an ihm rächen! Fragen Sie nicht lange, Chef, tun Sie, was ich sage. Und dann werfen Sie mich von mir aus raus.«

McCormick verstand überhaupt nichts mehr. Doch er fragte nicht lange. Etwas in ihm zwang ihn dazu, der Bitte seines Assistenten nachzukommen.

Und sonderbarerweise ertappte er sich dabei, wie er die fantastische Geschichte zu glauben begann…

***

Entgeistert starrte Professor Zamorra auf das Telegramm, das sein Diener Raffael Bois ihm soeben überreicht hatte. Zamorra hatte das Gefühl, als würde ihm eine eiskalte Hand über die Wirbelsäule streichen und sein Gehirn einfrieren.

Mordius war wiederauferstanden!

Sollte dieses ganze Grauen denn wieder von vorn anfangen? Zamorra hatte es mit Mühe und Not geschafft, dieses Ungeheuer zur Strecke zu

bringen. Und jetzt war es wieder unter den Lebenden!
Zamorra konnte nun auch verstehen, dass man nirgendwo etwas von diesem Wasser des Lebens gefunden hatte, von dem er in den Aufzeichnungen des wahnsinnigen Wissenschaftlers gelesen hatte.
Sollte dieses Ungeheuer selbst die geheimnisvolle Flüssigkeit zu sich genommen haben? Und sollte es etwa stimmen, was er über sie geschrieben hatte?
Zamorra wagte gar nicht es sich auszumalen. Außerdem konnte er sich darüber im Augenblick ohnehin keine Gedanken machen. Jetzt galt es erst einmal. Schutzmaßnahmen einzuleiten und alles für eine eventuelle Verteidigung vorzubereiten.
Zamorra griff zum Telefon und wählte eine Nummer in Paris. Jemand meldete sich, und Zamorra ließ sich weiterverbinden.
Er hatte die Kripo an der Strippe. Dem Dienst tuenden Beamten erklärte er andeutungsweise, worum es ging, und bat ihn, seine Leute am Flughafen Orly aufzustellen, um nach einer ungewöhnlichen Erscheinung Ausschau zu halten. Zamorra beschrieb Mordius, das Genie des Satans, so gut es eben ging und legte dann auf.
Danach meldete er sich bei seinem Freund Pierre Cousteau.
»Hallo Pierre, bist du's? Wenn du wüsstest, was du mir eingebrockt hast, dann wäre dir ganz anders zumute.«
Cousteau stellte sich dumm und gab sich völlig ahnungslos. Als er jedoch von Zamorra den wahren Sachverhalt geschildert bekam, verstummte er.
Er bot sich sofort an, hinaus auf das Château Montagne zu kommen und seinem Freund hilfreich zur Seite zu stehen. Doch Zamorra lehnte ab. »Es reicht, wenn ich mich hier in Gefahr begebe. Die Polizei zu rufen, hat keinen Zweck. Die würden mich nur auslachen. Also muss ich allein damit fertig werden. Einmal habe ich es ja immerhin schon geschafft. Warum sollte es nicht auch dieses Mal klappen?«
Pierre Cousteau warnte ihn noch einmal. Er wies daraufhin, dass Zamorra auf seinem Schloss praktisch von der Umwelt abgeschlossen war.
»Stell dir nur vor, du brauchst wirklich Hilfe. Bei dir auf dem Land dauert es ja Stunden, ehe jemand dein altes Gemäuer erreichen kann. Hör lieber auf meine Warnung. Am besten ist noch, wenn du dich schleunigst aus dem Staube machst. Wenn dieser Unhold dich nicht findet, dann lässt er vielleicht von seinem Vorhaben ab…«
Ein bitteres Auflachen unterbrach den Professor aus Paris.
»Pierre«, entgegnete Zamorra, »das glaubst du doch wohl selbst nicht so ganz. Dieser Mordius ist ein Ungeheuer, ein Wahnsinniger, der eine Entdeckung gemacht hat, die ihm die Macht über Leben und Tod verleiht! Wenn der mich nicht findet, dann sucht er sich andere Opfer. Du hast mir ja selbst die Zeitungsausschnitte geschickt und musst

somit ebenso über alles Bescheid wissen wie ich. Nein, gib dich keinen Illusionen hin. Wenn Mordius hier erscheint, dann muss ich hier sein, um ihm entgegenzutreten.«

Cousteau wollte es immer noch nicht glauben, doch schließlich ließ er sich von Zamorra überzeugen. Er versprach, seine Beziehungen in Paris spielen zu lassen, um vielleicht doch noch einige Kriminalbeamte als kleine Hilfstruppe auf das Schloss im Loiretal zu bringen. Dann verabschiedete er sich.

Zamorra legte den Hörer auf und runzelte nachdenklich die Stirn.

Ein Seufzer von der Tür her ließ ihn hochblicken.

Es war Nicole Duval, seine Assistentin, die soeben das Arbeitszimmer ihres Chefs betreten hatte. Sie musste fast das ganze Gespräch mitbekommen haben, jedenfalls sagte ihr Gesichtsausdruck Zamorra genug.

»Stimmt das, Chef?«, hauchte sie kaum hörbar. »Dieser Mordius ist wieder unterwegs?«

Zamorra nickte langsam. Dann, um sich jeden weiteren Kommentar zu ersparen, reichte er Nicole Duval das Telegramm.

Sie überflog es, wurde leichenblass und ließ sich auf die nächstbeste Sitzgelegenheit sinken.

Sie schüttelte unablässig den Kopf. »Nein, Chef, das halte ich nicht mehr aus. Wenn dieses Ungeheuer wirklich hier vor der Tür stehen sollte, dann breche ich zusammen. Ich kann mich noch genau erinnern, wie sein Gesicht ausgesehen hatte, als die Polizisten in Dublin ihn aus den Flammen seines Hauses bargen. Wenn ich mir vorstelle, dass diese Fratze plötzlich leben soll, dann wird mir schwarz vor Augen.«

Tröstend und beruhigend legte Zamorra ihr einen Arm um die Schultern.

»Altes Mädchen«, sagte er, wobei er ein krampfhaftes Lächeln versuchte, »wird schon schief gehen. Wir haben ja noch etwas Zeit, uns einige Tricks auszudenken. Eigentlich sollte ich Sie ja nach Hause schicken, dass wenigstens Sie in Sicherheit sind. Doch irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich ohne Sie in meiner Nähe nicht ganz so stark bin, dieses Abenteuer durchzustehen. Kopf hoch, Nicole. Wir schaffen es.«

Nicole schaute ihren Chef aus tränenfeuchten Augen an. Dann umarmte sie ihn unter lautem Aufschluchzen und drückte ihren Kopf an seine Brust.

Geistesabwesend streichelte Zamorra ihren Kopf und schaute zum Fenster, hinter dem die Sonne schien und die Landschaft zu Füßen des Schlosses Frieden und Ruhe ausstrahlte.

Zamorra bekam davon nichts mit. Seine Gedanken waren woanders, irgendwo zwischen Irland und Frankreich, und beschäftigten sich mit

dem Grauen, das sich mit Riesenschritten der Idylle im Loiretal nähern musste…

***

Carol Creen war ein ›alter Hase‹ – zumindest was ihre Erfahrung als Stewardess betraf. Ansonsten war sie ein recht munteres Girl von zwanzig Jahren, das einem Flirt nicht abgeneigt war. Sie war zwar in festen Händen, ja sogar verlobt, trotzdem hatte sie ein waches Auge auf die Männerwelt und ließ sich auch hier und da gerne einmal ansprechen und zu einem Drink oder Abendessen einladen.

Sie war von ihren Fluggästen eine ganze Menge gewohnt. Meistens waren es Typen, die Touristenklasse flogen, aber so taten, als gehörte die Maschine oder die ganze Fluggesellschaft ihnen.

Carol Creen war bei Kerlen, die ihr nicht zusagten, um Ausreden nicht verlegen und wusste sich die Aufdringlicheren vom Leibe zu halten.

Doch im Moment befand sich in der Kabine ein Gast, der ihr mehr als nur unheimlich war. Eine unbestimmbare Drohung ging von ihm aus, und die Stewardess bekam immer eine Gänsehaut, wenn sie an ihm vorbeiging.

Es war der Linienflug London – Paris, und die Maschine, eine Boeing 727, war bis auf den letzten Platz besetzt.

Der Mann saß in der drittletzten Sitzreihe am Gang und kurz vor dem schmalen Durchgang zu den Toiletten und der Pantry.

Sein Gesicht war unbeweglich, eher eine Maske, der Ausdruck seiner Augen glich dem eines Raubfisches, und auf dem Kopf trug er einen Hut, den er auch in der Kabine nicht abgelegt hatte.

Am sonderbarsten war aber der schwarze Kasten, den der unheimliche Fluggast seit London krampfhaft zwischen die Beine gepresst festhielt.

Wäre nicht dieses sonderbare, ausdruckslose Gesicht gewesen, so hätte man annehmen können, es handle sich um einen Provinzmenschen, der im Lotto gewonnen hatte und nun seinen Gewinn in bar mit sich herumschleppte.

Der Fremde behandelte den Koffer fast wie ein lebendes Wesen.

Einmal hatte Carol Creen sogar angenommen, der Unbekannte würde mit seinem Koffer reden. Deutlich hatte die Stewardess erkennen können, wie er sich heruntergebeugt und dabei die Lippen bewegt hatte.

Die Neugierde hat sie sich in der Nähe des Unheimlichen aufhalten lassen, doch hatte sie nichts verstehen können. Wahrscheinlich hatte sie sich das alles auch nur eingebildet, und der Mann war nur ein bisschen verrückt, so wie es wohl jeder Mensch auf seine Art ist.

Doch der Mann ging ihr nicht aus dem Kopf, zumal er sich noch kein

einziges Mal nach ihr umgedreht hatte, eigentlich ungewöhnlich, denn Carol Creen war eine Schönheit und daran gewöhnt, dass Männer glänzende Augen bekamen, wenn sie ihrer ansichtig wurden.

Unbewusst wurde ihr Gang in der Nähe des sonderbaren Passagiers lässiger und aufreizender. Doch sie bemerkte keine Reaktion und ließ dann ihre Bemühungen um Aufmerksamkeit sein. Der Fremde zeigte überhaupt nicht, ob er die kleine Privatshow mitbekommen hatte.

Er starrte vor sich hin und kümmerte sich in keiner Weise um seine Umgebung.

Neben ihm saß eine aufgedonnerte Fregatte, anders konnte man die vollbusige Frau wirklich nicht bezeichnen. Mehrmals schon hatte sie versucht, mit ihrem Nachbarn ein Gespräch anzufangen.

Doch der hatte nur den Kopf gewandt, sie hatte diese kalten Augen gesehen und war verstummt. Da hatte auch sie einen plötzlichen Kältehauch verspürt, der eindeutig von dem Mann neben ihr gekommen sein musste. Sie hatte sich noch tiefer in ihren Sitz gedrückt und gehofft, dass dieser Flug bald zu Ende wäre.

Niemand im Flugzeug ahnte, dass das Grauen in der Kabine mitreiste, niemand konnte auch vermuten, dass jemand unter ihnen weilte, dem jeder Gedanke offen und jeder auch noch so geheime Wunsch der Ahnungslosen bekannt war.

Die unheimliche Gestalt mit dem schwarzen Koffer war Mordius, das Genie des Satans.

Der Koffer enthielt ein zweites Gerät, mit dem er Tote aus ihren Gräbern holen konnte. Er hatte es sich damals vorsichtshalber gebaut für den Fall, dass ein Gerät einmal ausfallen sollte oder es vernichtet wurde.

Jetzt beglückwünschte er sich für diese Voraussicht. Nachdem er das Polizeipräsidium verlassen hatte, hatte er noch der Ruine seines Hauses einen Besuch abgestattet. Er war in den Keller eingedrungen, der von den Flammen nicht heimgesucht worden war. Hier, in einem besonders sicheren Verlies, hatte er den Kasten aufbewahrt.

Dann war er in einen anderen Raum, mit einem Spiegel darin, gegangen. Lange hatte er sich in dem Spiegel betrachtet, hatte jede Linie seines Gesichtes studiert und für jede Verunstaltung und Verletzung einen wüsten Fluch gegen diesen französischen Professor ausgestoßen, dessen Name sich unauslöschlich in seinem Gehirn eingebrannt hatte.

Zamorra! Nie würde er diesen Namen vergessen. Und er würde nicht eher ruhen, bis er ihn gefunden hatte.

Mordius hatte dann aus einem Stahlschränkchen einige Masken aus extrem dünner Plastikfolie geholt. Er hatte sich eine übergestreift und sich wieder im Spiegel betrachtet.

Die Maske verdeckte seine Wunden völlig. Jetzt hatte er das Gesicht

eines Durchschnittsmenschen, und nur ein genauer Beobachter hätte feststellen können, dass dieses Gesicht nicht von Haut umspannt wurde.

Auch war es keiner Mimik fähig. Starr, wie die Züge eines Toten, wirkte es, und nicht einmal die Augen strahlten Wärme oder Leben aus.

Mordius sah durch das Fenster die französische Küstenlinie. Seine Gedanken begannen sich zu regen, tasteten voraus und versuchten schon aus dieser Höhe etwas wahrzunehmen, doch der Versuch blieb vergeblich. Noch war Mordius zu weit von seinem Opfer entfernt, als dass er schon irgendwelche Strahlungen einer Aura hätte empfangen können.

Eine weibliche Stimme riss ihn in die Gegenwart zurück.

»Monsieur, würden Sie sich bitte anschnallen. Wir landen gleich. Und ihren Koffer müssen Sie in das dafür vorgesehene Gepäckfach tun. So sind die Bestimmungen.«

Carol Creen, die Stewardess, bemühte sich um ein freundliches und gewinnendes Lächeln. So ganz glückte es ihr nicht.

Wieder kroch ihr eine Gänsehaut über den Rücken, als sie in diese kalten Fischaugen starrte, die sie aus dem sonst völlig unbewegten Gesicht musterten.

Sie wollte noch etwas sagen, überlegte es sich aber anders.

Sie wollte sich hilfsbereit bücken, um den Koffer ins Gepäckfach zu schieben, da reagierte der unheimliche Fluggast.

Wie eine Schlange beim Angriff, so zuckte seine Hand vor und umklammerte das Handgelenk der Stewardess.

Carol Creen konnte nur mit Mühe einen Aufschrei unterdrücken.

Ihre Augen weiteten sich, und Tränen des Schmerzes standen urplötzlich darin.

Völlig entgeistert schaute sie den Unheimlichen an. Der sagte kein Wort, sondern fixierte sie nur mit seinen Augen.

Carol Creen reagierte wie unter Zwang. Sie zog ihre Hand zurück und wandte sich ab. Wie in Trance setzte sie sich in Bewegung, um sich um die anderen Fluggäste zu kümmern.

Von denen hatte keiner die Szene bewusst miterlebt. Sie alle dösten vor sich hin und dachten bereits an das, was sie nach der Landung in Orly zu tun hatten.

Carol Creen entfernte sich von dem Unheimlichen. Noch immer wusste sie nicht, wie ihr geschah. Sie hatte noch gar nicht begriffen, dass sie längst unter Zwang handelte.

Mordius' Blick verfolgte sie und ließ sie nicht los. Mordius hatte sich in die Gedanken der Stewardess hineingetastet und wartet auf ein Zeichen, dass sie anfing zu verstehen, was mit ihr geschah.

Und plötzlich war es soweit. Carol Creen blieb stehen. Ein Gedanke,

ein Schimmer des Erkennens zuckte durch ihren Kopf. Mordius straffte sich.

Carol Creen wandte sich um und starrte die Sitzreihen entlang, bis ihr Blick an der Gestalt kurz vor dem schmalen Gang zur Pantry hängen blieb. Auf einmal wusste sie, dass sich in der Kabine ein Monstrum aufhielt. Sie wollte aufschreien, wollte um Hilfe rufen, die anderen Menschen warnen, doch sie war wie gelähmt.

Mordius hatte sie jetzt sicher in einer geistigen Klammer, der sie nicht entrinnen konnte und durfte. Unaufhörlich sandte er Befehle in den Geist des Mädchens und brachte sie dazu, sich in Bewegung zu setzen.

Langsam, etwas staksig, kam sie Schritt für Schritt über den Gang ans hintere Ende der Maschine.

Neben Mordius verharrte sie kurz, dann schritt sie weiter in den schmalen Gang hinein. Sie betrat die Pantry und blieb hier stehen, als warte sie auf etwas.

Im gleichen Augenblick erhob auch Mordius sich von seinem Sitz.

Dabei weckte er die Frau, die neben ihm saß und eingedöst war. Sie blickte auf, sah den leeren Platz neben sich, dachte sich aber nichts dabei.

Mordius betrat ebenfalls den schmalen Gang und huschte lautlos bis zur Tür der Pantry. Hier verharrte er kurz, sicherte nach allen Seiten wie ein Raubtier, und drückte dann die Klinke der Tür hinunter.

Erst schob er den schwarzen Koffer in die enge Kabine, dann drückte auch er sich hinein.

Carol Creen starrte ihn mit ausdruckslosem Gesicht an. Es schien, als berge der Mann für sie keinerlei Schrecken mehr in sich.

Ja, sie schien es fast als Erlösung zu empfinden, als sich zwei kalte Hände um ihren Hals legten.

Erbarmungslos drückte Mordius zu. Der Mund der Stewardess klaffte auf, röchelnde Laute drangen heraus. Ihre Knie gaben nach, sie sank zusammen und rutschte auf den Boden.

Erst als sie völlig bewusstlos war, ließ Mordius von ihr ab. Er grinste schmal. *Die* hätte ihm wirklich gefährlich werden können.

Fast hätte sie ihn verraten. Doch diese Gefahr war jetzt gebannt.

Suchend schaute sich der lebende Tote in der kleinen Küche des Flugzeugs um. Und dann fand er, was er gesucht hatte, nämlich ein gutes Versteck für die ohnmächtige Stewardess.

Eingelassen in die Wand sah er einen Gefrierschrank, in dem die Mahlzeiten oder Imbissportionen für die Flugreisenden aufbewahrt wurden.

Mordius öffnete ihn. Er war fast leer, denn der Flug von London nach Paris dauerte nicht lange genug, um auch noch große Mahlzeiten einzunehmen.

Mordius riss die einzelnen Drahtkörbe heraus und Stapelte sie alle auf dem Boden des Gefrierschranks, dann hob er die Stewardess hoch und zwängte sie in den Schrank hinein. Es klappte so gerade.

Mordius schloss die Gefrierschranktür und schaute sich noch einmal um, ob er irgendwelche Spuren hinterlassen hatte. Doch er fand nichts.

Dann begab er sich wieder auf seinen Platz, als ob nichts geschehen wäre, und schnallte sich an.

In einem weiten Bogen näherte sich die Boeing dem Pariser Flughafen Orly.

Kurz darauf war die Maschine gelandet. Unbehelligt gelangte der unheimliche Reisende durch den Zoll und aus dem Flughafengebäude heraus.

Die Kriminalbeamten, die man dort postiert hatte, erkannten den Gesuchten nicht. Zu gut hatte er sich getarnt.

Mordius saß längst in einem Zug in Richtung Loiretal, als eine Putzfrau auf dem Flughafen Orly fast einen Nervenzusammenbruch hatte und einen Weinkrampf.

Sie reinigte gerade den Teppich in der Linienmaschine London-Paris und hatte die Pantrytür geöffnet, als ihr fast das Herz stehen blieb.

Zufällig schaute sie in die Bordküche hinein.

Da sah sie, wie die Tür des Gefrierschrankes wie von Geisterhand bewegt aufschwang und den Blick ins Innere freigab.

Die Putzfrau sah ein Mädchen in der Uniform der Stewardessen.

Schwerfällig zwängte sie sich aus dem Schrank heraus. Sie zitterte am ganzen Körper. Raureif bedeckte ihr Haar, und Eiskristalle hingen in ihren Augenbrauen. Ihre Stimme war nur ein kaum verständliches Krächzen, als sie fragte: »Wo bin ich?«

***

Zamorra saß schon seit Stunden wie auf glühenden Kohlen. Jeden Moment wartete er auf einen Anruf aus Paris. Er hatte bei der Kripo gebeten, ihn davon zu unterrichten, sobald man etwas Verdächtiges feststellte.

Und bis jetzt hatte sich noch niemand bei ihm gemeldet.

Er hatte sich mit Nicole sofort hingesetzt und Flugpläne und Eisenbahnfahrpläne studiert. Demnach musste Mordius, wenn er ein Flugzeug benutzt hatte, schon längst auf französischem Boden sein.

Und Zamorra war davon überzeugt, dass der wahnsinnige Wissenschaftler den kürzesten und schnellsten Weg suchen würde.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus und rief selbst in Paris an.

Die Auskunft, die man ihm dort gab, hätte ihn eigentlich beruhigen sollen – man hatte den Unheimlichen noch nicht gesichtet – doch bewirkte sie bei Zamorra das genaue Gegenteil.

Ihm war klar, dass der Irre einen Weg gefunden haben musste, unbemerkt an den Ausschau haltenden Beamten vorbeizuschlüpfen.

Dem Professor blieb nur noch, eigene Vorbereitungen auf die Ankunft des Wahnsinnigen zu treffen und sich in Geduld zu fassen.

Zur Vorsicht, obwohl er sich nicht viel davon versprach, legte er sich die Kette mit dem Amulett um.

Sich im nahen Dorf zu erkundigen, ob man dort etwas festgestellt hatte, wäre mit Sicherheit auch nutzlos. Denn wenn Mordius es geschafft hatte, an den Kriminalbeamten einer Metropole unerkannt vorbeizugehen, dann würde er das bei der ländlichen Polizei bestimmt schaffen.

Pierre Malice, der Vorsteher der Polizeistation im Dorf, war zwar nicht dumm, doch er stand mit beiden Beinen fest auf der Erde und auf dem Boden der Tatsachen. In seiner Welt hatten Monstren und Ungeheuer aus dem Jenseits überhaupt keinen Platz.

Zamorra, der sich mit ihm recht gut verstand, schenkte es sich, den Beamten von dem Kommenden zu informieren.

Malice hätte bestimmt seinen Mund nicht halten können und im Dorf eine allgemeine Panik verursacht. Und das war nicht im Sinne Zamorras, der am liebsten allein und konzentriert arbeitete.

Er rief Raffael und Nicole in die Bibliothek und bot ihnen an, das Schloss zu verlassen, doch beide lehnten höflich aber entschieden ab. Sie wollten auf keinen Fall von der Seite ihres Chefs weichen.

Der alte Raffael wollte sogar noch einen alten Vorderlader wieder einsatzfertig machen. Zamorra winkte dankbar lächelnd ab.

»Lassen Sie nur, Raffael. Mit dieser Waffe werden Sie bei dem Gegner, den ich erwarte, bestimmt kein Glück haben. Der ist aus anderem Holz geschnitzt, wenn auch eine Ähnlichkeit mit einem normalen Menschen nicht zu verleugnen ist.«

Raffael ließ sich jedoch nicht von seinem Vorhaben abbringen, und Zamorra ließ ihn gewähren.

Der Professor schaute auf die Uhr. Es war schon halb zehn Uhr abends, und er hatte immer noch nichts gegessen. Er bat Nicole, einen kleinen Imbiss vorzubereiten.

Nachdem er endlich etwas im Magen hatte, blieb ihm nur noch das Warten. Zamorra löschte das Licht in der Bibliothek und stellte sich ans Fenster.

Draußen herrschte mittlerweile stockfinstere Nacht. Selbst der Mond hatte sich versteckt. War es das Gesetz der Natur, oder verhüllte er schaudernd sein Haupt?

Welches Grauen hatte er gesehen?

Zamorra konnte sich diese Frage nicht beantworten. Er zwang sich innerlich zur Ruhe.

Und auf einmal musste er feststellen, dass er ein ungutes Gefühl in

der Magengrube hatte.
Dieses Gefühl hatte einen ganz einfachen Namen – es war Angst!

***

Die dunkle Gestalt am Hang hob sich kaum gegen den Schatten der Büsche und Bäume ab, die oberhalb des Château Montagne wuchsen.
Aufmerksam betrachtete er das Schloss unter sich und überlegte dabei, wie er sich am besten dort Eintritt verschaffen könnte.
In Mordius brannte der Hass. Er konnte die Niederlage in Dublin nicht überwinden. Er hatte gerade erst am Anfang seiner umfangreichen Arbeiten gestanden, da musste dieser Professor kommen und alles zunichte machen.
Aber er, Mordius, würde dafür grausame Rache üben, und zwar auf eine Art, die die Welt zum Zittern bringen musste.
Seine Eitelkeit ließ es nicht zu, dass er seine Rechnung im Stillen beglich, nein, alle sollten Zeugen werden, zumindest die, die sich in der Umgebung aufhielten.
Mordius hatte bereits auf der Herreise von Irland feststellen können, dass man ihn verfolgte. Dann war dieser Kevin Masters doch nicht so dumm, wie er zuerst angenommen hatte. Obwohl die Ereignisse jeglicher menschlichen Logik widersprachen, hatte er zwei und zwei zusammengezählt und tatsächlich die Tatsache als gegeben hingenommen, dass ein Toter wieder zu Leben auferstanden war.
Doch die Warnung an den Professor sollte ihm nicht viel nützen.
Mordius glitt einige Schritte tiefer.
Er sah ein verdunkeltes Fenster, das einen ganz besonderen Reiz auf ihn ausübte. Er wusste genau, dass hinter dem Fenster der stand, den er suchte.
Gezielt setzte er jetzt dank der übernatürlichen Kräfte, über die er verfügte, die Antennen seines Geistes ein. Er musste feststellen, was der Professor dachte.
Für einen Moment lauschte er dem Strom, der sein sensibles Aufnahmezentrum traf. Dann huschte ein hämisches Lächeln über sein verunstaltetes Gesicht.
Zamorra hatte Angst! Da war nichts mehr von dem Sieger von Dublin. Dieser Mann da unten im Schloss war nur noch ein Schatten seiner selbst.
Und Mordius wusste nun auch, wie er es schaffen konnte, in das Schloss einzudringen. Überdies malte er sich schon aus, wie er dem Professor alles heimzahlen würde.
Er sollte einen schrecklichen Tod haben, er sollte leiden, und das endgültige Abtreten von dieser Welt sollte für ihn schon fast eine Erlösung sein.
Ein heiseres Lachen stieg aus der Kehle des Ungeheuers in

Menschengestalt, das jedoch nichts Menschliches mehr an sich hatte.

Mordius begann mit dem Abstieg. Es hatte kurz vorher geregnet, und die Grashalme lagen bergabwärts gerichtet. Stellenweise waren sie noch feucht, so dass Mordius dauernd in Gefahr war, abzurutschen und haltlos nach unten zu gleiten.

Er stützte sich mit den Händen ab und rutschte mehr als er ging bis zu dem Erdwall, der bergwärts das Schloss gegen leichtere Lawinen oder Erdrutsche absicherte.

Es war ein natürlicher Schutz des alten Gemäuers, und Mordius war dankbar dafür, denn so konnte er sich ungesehen dem Château Montagne nähern.

Er hob den Kopf und spähte über den Wall.

Im Schloss rührte sich nichts. Alle Fenster waren verdunkelt. Doch immer noch spürte Mordius hinter einem Fenster einen starken, nie versiegenden Gedankenstrom, der sich mit ihm beschäftigte.

Ja, das war der Professor. Mordius erkannte es an der Qualität seines Denkens.

Analytisch, ohne sich durch den Augenschein zu falschen Schlüssen verleiten zu lassen, ließ Zamorra sich die ganze Angelegenheit durch den Kopf gehen.

Mordius begriff, dass er auch den Professor unterschätzt hatte.

Deutlich bekam er mit, dass Zamorra längst sicher war, ihn, Mordius, in der allernächsten Zukunft in der Nähe des Schlosses anzutreffen. Und Mordius konnte auch erfahren, dass der Professor sich nicht kampflos ergeben würde.

So etwas wie Vorfreude stieg in dem lebenden Toten auf. Er liebte es, einem ebenbürtigen Gegner gegenüberzustehen. Und noch mehr liebte er es, zu wissen, dass er Sieger bleiben würde.

Mordius hatte es auf einmal eilig. Er musste endlich einen Weg in das Schloss finden, um mit der Abrechnung zu beginnen.

Er huschte über den Erdwall und rannte auf die Außenmauern der Burg zu, bis er sie berührte, dann tastete er sich daran entlang. Er umrundete das Château einmal. Danach wusste er, wie er hineingelangen konnte.

Die Zugbrücke war zwar hochgezogen, doch würde er schon dafür sorgen, dass man sie hinunterließ – und zwar eigens für ihn, nur würde derjenige, der die Kurbel bediente, keine Ahnung davon haben.

Wieder schickte Mordius seine Fühler aus, um das geeignete Opfer für seinen teuflischen Plan zu finden.

Er traf auf eine große Leere, die nur von vereinzelten kurzen Bildern, extrem kurzen Streiflichtern gleich, erfüllt wurde.

An der Ausgeglichenheit des Stromes erkannte Mordius, dass es sich um den Diener handeln musste, zumindest um einen älteren Mann.

Dann suchte Mordius weiter. Er hatte es auf diese hübsche

Assistentin des Professors abgesehen. Sie wäre ihm gerade recht. Mit ihr würde es am einfachsten sein und den meisten Erfolg versprechen.

Denn sie schätzte der Professor, und sie würde er nicht in irgendeiner Gefahr belassen.

Mordius schloss die stumpf glänzenden Augen, konzentrierte sich und begann seine Arbeit. Seine Gedanken kannten kein Hindernis, keine Sperre, nichts Störendes. Sie überwanden alle Grenzen und Barrieren.

Und Mordius fand, wonach er gespürt hatte.

Die Gedanken und Träume des Mädchens waren nicht völlig frei.

Ihre Traumbilder hatten alle etwas gemeinsam – eine Person.

Mordius kannte sie, es war der Professor.

Sollte die Kleine etwa so etwas wie verliebt sein?, schoss es dem lebenden Toten durch den Kopf.

Ja, so musste es sein. Die Bilder und Wunschvorstellungen waren eindeutig.

Mordius grinste leise.

Dann würde er seine Pläne ändern, nicht grundsätzlich sondern nur geringfügig, doch diese Änderung würde den Endkampf und die Rache für ihn nur noch angenehmer, befriedigender machen.

Mordius konzentrierte sich erneut. Und wieder drangen seine Gedanken in das Château ein, und der, dem sie galten, ahnte es nicht einmal…

***

Nicole Duval war schon ziemlich früh zu Bett gegangen. Das Telegramm, das ihr Chef erhalten hatte, war für sie ein großer Schreck gewesen.

Sie sah die schrecklichen Szenen in Dublin noch deutlich vor sich.

Mit ihrem Chef zusammen hatte sie die aus den Flammen geretteten Aufzeichnungen des wahnsinnigen Genies gelesen, und selbst dabei war es ihr kalt den Rücken hinuntergelaufen. Nie hätte sie geglaubt, dass ein Mensch sich solche Dinge ausdenken konnte.

Und doch musste es so gewesen sein, wie sonst hätte man das Verschwinden der Toten erklären können, und wie sonst wären dann all die Leichen ohne Schädeldecke in das Haus dieses Verrückten gekommen.

Mordius nannte er sich, hatte Zamorra gesagt.

Der Name ging Nicole nicht aus dem Kopf, und selbst im Schlaf wollte sie das Bild des Halbverbrannten, so wie sie es in Erinnerung hatte, nicht loslassen. Immer wieder geisterte er durch ihre Träume, und immer wieder empfand sie panische Angst vor ihm. Eine permanente Drohung ging von ihm aus. Nicole wusste, dass entgegen aller Naturgesetze diese Drohung die Wirklichkeit war, mit der sich

ihr Chef und wahrscheinlich auch sie auseinanderzusetzen hatten.

Plötzlich entstand in ihren Träumen ein neues Bild.

Sie kannte es sehr gut, sah es jeden Tag, mochte es, und wenn sie zu sich ehrlich war, dann liebte sie es fast.

Es war ihr Chef, der Professor. Die graublauen Augen schauten sie unbeweglich an, versuchten sie zu bannen und waren voller Verheißung. Nicole empfand ein nie gekanntes Glücksgefühl.

Sollte Zamorra begriffen haben, warum sie immer noch bei ihm war und ihm half?

Immer hatte sie sich bemüht, es sich nicht anmerken zu lassen.

Doch sie war auch nur eine Frau. Und das dauernde Zusammensein mit einem so attraktiven Mann wie dem Professor führte automatisch zu Spannungen und rief gewisse Gefühle hervor.

Nicole hatte es sich nie eingestehen wollen, jetzt war es soweit. In ihren Träumen wagte sie es, sich Dinge vorzustellen, die sie in der Realität nie gewagt hätte.

Sie sah, wie die Augen des Professors sich den ihren näherten.

Sein Mund war halbgeöffnet. Deutlich konnte sie sehen, wie Zamorra mit der Zungenspitze über seine Unterlippe tastete. In ihrem Traum war Nicole bereit, beugte sich vor, gewillt, dem Mann, den sie liebte, entgegenzukommen.

Doch plötzlich waren die Augen verschwunden. Stattdessen stand Nicole einem Grabstein gegenüber, in den ein Name eingraviert war.

Es war der Name ihres Chefs und Geliebten!

Sie schluchzte auf. Doch da erschien wieder das Augenpaar. Fasziniert verfolgte Nicole Duval, wie es sich ihr erneut näherte.

Und wieder spielte sich das gleiche ab wie vorher. Und noch etwas. In den Augen lag so etwas wie eine Bitte. Eine Bitte, ihm zu folgen.

Nicole war überzeugt, dass sie den Augen folgen musste, um ihren Chef vor irgendetwas zu retten.

Und sie folgte der Aufforderung.

Ohne dass sie sich dessen bewusst war, erhob sie sich aus dem Bett. Sie streifte die Decke beiseite und stand im Zimmer.

Ihre makellose Figur wurde nur von einem Hauch Gewebe umschmeichelt. Deutlich waren ihre weiblichen Formen im Licht des Mondes, das durch das Fenster hereinfiel, zu erkennen.

Es war ein Anblick, der das Herz eines jeden potenten Mannes hätte höher schlagen lassen. Sie war eine personifizierte Herausforderung.

Doch im Moment war da niemand, der diese Herausforderung hätte annehmen können. Im Moment war Nicole Duval allein. Niemand konnte mitverfolgen, wie sie dastand und sich leise wiegte, als hörte sie eine geheimnisvolle Musik und müsste danach tanzen.

Ihre Augen waren geschlossen. Ihr Gesicht war verzerrt wie unter einer inneren Anspannung. Vielleicht spürte sie unter den Bildern des

Glücks und der Wolllust, die auf sie einstürmten und ihr Handeln bestirnten, den grundsätzlich bösen Einfluss desjenigen, der ihr diese Bilder übermittelte.

Nicole verlor aber diesen inneren Widerstreit.

Sie wandte sich um, ging zur Tür und öffnete sie. Ohne lange zu zögern setzte sie den Fuß über die Schwelle auf den Gang. Da sie barfuß war, verursachte sie kein Geräusch.

Die Tür ihres Zimmers ließ sie offen.

Wie ein Schemen der Nacht, ein Wesen aus einer anderen Welt, schwebte sie über den Gang. Sie eilte zur Treppe und diese hinunter.

Ihre Füße berührten kaum den Boden. Sie lief durch die Vorhalle.

Durch eines der farbigen Glasfenster fiel von draußen das Mondlicht herein. Es zauberte märchenhafte Reflexe auf ihr glänzendes Haar.

Nicole erreichte die Tür. Sie verharrte keinen Augenblick. Sie streckte ihre Hand nach der Klinke aus und drückte sie herunter.

Die Tür schwang auf. Es entstand Durchzug, um den sich Nicole aber nicht kümmerte. Oben auf dem Flur krachte laut die Tür zu ihrem Zimmer zu.

Sie schien es nicht gehört zu haben.

In ihr brannte nur ein Gedanke, die Zugbrücke hinunterzulassen, denn draußen wartete ihr Chef. Er musste eingelassen werden.

Nichts anderes hatte in ihrem Kopf Platz.

Und sie wollte der Aufforderung sofort Folge leisten.

Mit langen Schritten rannte sie über den Burghof, nicht ahnend, dass sie dem Grauen den Weg ebnen sollte und ihren Chef in Lebensgefahr brachte…

***

Zamorra schreckte hoch. Es dauerte einen Moment, bis er sich zurechtfand. Er war in seiner Bibliothek in einem Sessel eingeschlafen.

Lange hatte er vor dem Fenster gestanden und darüber nachgedacht, was er gegen den lebenden Toten unternehmen sollte.

Plötzlich hatte ihn Müdigkeit überfallen, und er hatte ihr nachgegeben.

Was hatte ihn eigentlich aus dem Schlaf geschreckt?

Es musste das Schlagen einer Tür gewesen sein.

Er schaute auf die Uhr. Eine Stunde nach Mitternacht. Um diese Zeit musste alles in tiefem Schlaf liegen.

Zur Vorsicht wollte er sich doch überzeugen. Vielleicht war auch ein ungebetener Gast in das Schloss eingedrungen.

Zamorra verließ die Bibliothek und ging in die Vorhalle. Die Tür zum Burghof war geschlossen. Die Halle lag wie ausgestorben, und sein sechster Sinn sagte ihm, dass hier soweit alles in Ordnung war.

Blieb noch das obere Stockwerk.

Zwei Stufen auf einmal nehmend eilte er die Treppe hinauf.
Vor dem Zimmer von Raffael Bois, seinem alten Diener blieb er kurz stehen. Deutlich konnte er das Schnarchen des guten Hausgeistes vernehmen.
Der Professor huschte weiter, bis er vor der Tür zum Zimmer seiner Assistentin stand.
Er presste sein Ohr gegen die Holzbohlen, konnte aber nichts hören. Etwa eine Minute blieb er so stehen.
Eine Ahnung stieg in ihm hoch, ein Verdacht, etwas Unerklärliches. Leise öffnete er die Tür.
Mondlicht fiel in das Zimmer. Die Vorhänge waren offen. Und im fahlen Schein erkannte Zamorra, dass das Bett seiner Assistentin leer war.
Ein eisiger Schreck durchzuckte ihn. Hatte diese Tür geknallt? Er glaubte es fast. Einen Moment dachte er nach, dann ging er ans Fenster. Er schaute hinunter in den Burghof.
Und was er sah, ließ fast sein Herz stehen bleiben.
Eine weiße Gestalt huschte über die Pflastersteine des Hofes. Es war seine Assistentin Nicole Duval, sie musste es sein. Wer sonst trug ein solches Nachthemd?
Zamorra reagierte sofort. Er rannte aus dem Zimmer und stürzte die Treppe hinunter. In wenigen Sekunden stand er vor dem Wohntrakt auf dem Burghof.
»Nicole!«, gellte sein Ruf über die freie Fläche. Die Wände des Schlosses warfen den Ruf als vielfaches Echo zurück.
Die Frau rannte weiter auf die Zugbrücke zu.
»Nicole! Bleiben Sie stehen! Was machen Sie da?« Zamorra wollte seinen Augen nicht trauen. Das wirkte fast so, als würde sie einem geheimen Befehl folgen. Aber wessen Befehl?
Und dann fiel ihm sein Erlebnis in Dublin ein.
Hatte dieser unheimliche Mordius Gedanken lesen können?
Vielleicht konnte er nicht nur das! Vielleicht konnte er sogar seine Opfer auf weite Entfernung hypnotisieren!
Ja, so musste es sein. Und er hatte Nicole Duval als sein Opfer ausgewählt. Doch was wollte sie am Burgtor?
Zamorra konnte beobachten, wie sie sich an der Winde der Zugbrücke zu schaffen machte.
Wartete dieser Satan vielleicht draußen vor dem Schloss?
Zamorra startete. Mit langen Sätzen jagte er über den Hof auf seine Assistentin zu. Diese schien nicht zu bemerken, dass sie beobachtet wurde. Erst als Zamorra ihr eine Hand auf die Schulter legte, fuhr sie herum.
Zamorra zuckte unwillkürlich zurück.
Er starrte in das Gesicht einer Furie. Nicole hatte die Zähne gefletscht

wie ein wildes Raubtier.

Mit übernatürlicher Kraft holte sie aus und stieß Zamorra die Faust vor die Brust. Der Professor meinte, ihn hätte ein Pferd getreten. Die Wucht des Schlages trieb ihn zurück und ließ ihn rücklings zu Boden stürzen.

Er raffte sich wieder hoch, doch es war zu spät.

Nicole hatte den Sperrriegel der Brückenwinde gefunden und ihn gelöst.

Mit lautem Getöse rasselte die Zugbrücke herunter. Das freie Ende prallte am anderen Ende des Burggrabens auf die Grabenumrandung.

Ein heiseres Lachen drang von dort herüber. Zamorra gefror das Blut in den Adern. Eine Aura leuchtete am anderen Ende der Brücke auf.

Und in dieser Aura erkannte Zamorra seinen großen Gegner, den Unhold von Dublin, den er längst unter der Erde gewähnt hatte.

Mordius, das Genie des Satans, ein Wahnsinniger, der Macht hatte über Leben und Tod.

Dort drüben stand er und wartete auf seine Chance.

Als hätte sie alle Kraft verlassen, war Nicole Duval neben der Winde zusammengesunken. Sie war ohnmächtig geworden. Doch Zamorra konnte sich im Augenblick nicht um sie kümmern. Er hatte andere Sorgen.

Denn das Ungeheuer setzte sich gerade in Bewegung und schickte sich an, die Brücke zu überqueren.

Zamorras Blick irrte hin und her und suchte nach einer geeigneten Waffe. Er stand hier auf verlorenem Posten. Er wusste genau, dass er Mordius allenfalls würde abwehren können. Ein endgültiger Sieg lag nicht im Bereich des Möglichen. Da musste Zamorra mit anderen Mitteln kämpfen.

Sein Blick fiel auf eine Eisenstange, die an der Wand lehnte. In Gedanken bedankte Zamorra sich für den, der sie dort hatte stehen lassen.

Er packte sie und ging dem lebenden Toten entgegen.

Mordius lacht wieder auf.

»Meinst du, du könntest mich damit schrecken?«, dröhnte seine Stimme. »In Dublin hast du mich besiegen können, doch nur für kurze Zeit, denn wie du siehst, bin ich wieder unter den Lebenden. Und so wird es dir immer gehen. Denn mich bekommt keiner unter die Erde. Mehr noch, jeder scheinbare Tod vergrößert und vermehrt meine übernatürlichen Kräfte. Wenn erst einmal die Dämonen dieser Welt erkannt haben, was für einen starken Verbündeten sie in mir haben könnten, dann werde ich allmächtig sein! Und im Moment stehst nur du mir im Wege. Jetzt gilt es, Zamorra oder wie du dich sonst zu nennen pflegst! Wehre dich deiner Haut, die schon längst nichts mehr wert ist!«

Mit diesen Worten stürmte Mordius los. Kein Keuchen drang aus seinem Mund. Er verursachte kein Geräusch auf den Holzbohlen der Zugbrücke. Wie ein Schemen raste er auf Zamorra los, bereit, ihn mit bloßen Händen zu erwürgen.

Zamorras Herz schlug bis zum Hals. Doch er zwang sich, ruhig zu bleiben. Er wollte dem Ungeheuer etwas erwidern, wollte ihm seinen Hass entgegenschleudern, doch seine Kehle blieb stumm. Zu sehr regte ihn dieser nächtliche Kampf auf.

Er hatte die Stange gepackt und wartete nur auf einen günstigen Moment, damit zuschlagen zu können. Dabei zählte er im Geiste vor sich hin, bemüht, nicht an seine Verteidigungsaktionen zu denken.

Denn er wusste ja, dass sein Gegner die Gedanken seiner Feinde lesen konnte. Und er wollte ihn nicht vorzeitig warnen.

Das Rezept schien richtig zu sein.

Mordius stürmte vor und wollte sich mit zu Klauen gespreizten Fingern auf den Professor stürzen. Seine Hände zielten nach der Kehle des Wissenschaftlers, doch Zamorra reagierte im letzten Augenblick.

Er wandte sich ab, machte einen Sprung rückwärts und schwang die Eisenstange auf den Heranrasenden zu.

Mit einem dumpfen Laut traf sie den lebenden Toten in Gürtelhöhe.

Der knickte nach vorn, verlor das Gleichgewicht und krachte mit dem Gesicht auf das Pflaster.

Dabei ging seine Gummimaske, die er immer noch trug, in Fetzen.

Als er sich wieder aufrichtete, als wäre nichts geschehen, gefror Zamorra fast das Blut in den Adern.

Zu grauenvoll war die Fratze, der er sich gegenüber sah. Er musste den Blick abwenden.

Dieser kurze Augenblick genügte der Bestie in Menschengestalt.

Mordius sprang einen riesigen Satz und packte ebenfalls die Stange.

Zamorra war geistesgegenwärtig genug, sie sofort loszulassen, denn der Ruck, mit dem Mordius sie an sich riss, hätte ihm bestimmt die Arme ausgekugelt.

Mit einem triumphierenden Aufschrei wollte nun Mordius die Stange als Waffe benutzen. Er riss sie hoch über seinen Kopf, um sie Zamorra auf den Schädel zu schlagen.

Zamorra konnte im letzten Moment eine Ausweichbewegung machen. Trotzdem traf die Stange ihn doch noch. Sie prallte auf seine Schulter, und ein wahnsinniger Schmerz rast durch die Körperhälfte. Dem Professor blieb für einige Sekunden die Luft weg.

Das Klirren der Stange, als sie auf den Boden auftraf, nahm er wahr wie durch einen Nebel.

Er war in die Knie gesunken. Sein Blick irrte umher und fiel dabei auf Nicole.

Sie war aus ihrer Bewusstlosigkeit erwacht und verfolgte den Kampf

mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen. Eine Hand hatte sie dabei vor den Mund gepresst, als wollte sie einen Entsetzensschrei zurückdrängen.

Es war auch wirklich eine gespenstische Szene. Der Mond, der alles mit seinem fahlen Licht übergoss, schien Gefallen an dem Geschehen auf der Erde zu haben. Er schien immer heller zu strahlen, so kam es dem Professor zumindest vor.

Sein Blick fing den seiner Assistentin auf.

Zamorra hatte einen zwingenden Ausdruck in den Augen, der Nicole sofort richtig wach werden ließ.

Blitzartig war dem Professor eine Idee gekommen. Nur zwei Meter musste er Mordius zurückdrängen, dann stand er genau unter dem Fallgitter.

Zamorra machte eine Geste, die auf Mordius zufällig und bedeutungslos wirken musste. Dabei zählte Zamorra wieder in Gedanken vor sich hin.

Mordius ließ sich täuschen, und Nicole verstand, was ihr Chef beabsichtigte.

Unmerklich rutschte sie zurück zu der anderen Winde hin, mit der man das Fallgitter bewegen konnte.

Zamorra raffte sich wieder hoch.

Mordius, der sich schon längst gefangen hatte, setzte wieder die Stange ein.

Zamorra sah sie auf sich zurasen. Er pendelte den Treffer gekonnt aus, tat aber so, als wäre er schwer getroffen worden und ließ sich zwei bis drei Meter zurückrollen.

Mordius, der die Absicht nicht durchschaute, folgte sofort nach.

Mit einem wilden Schrei fuhr Zamorra hoch, nachdem er sich überzeugt hatte, dass Mordius genau richtig stand.

»Nicole, jetzt!«, schrie er einen Befehl und tat so, als wollte er den lebenden Toten anspringen.

Mordius verharrte auf seinem Platz. Ein Schimmer des Erkennens flog über sein Gesicht.

Er hatte das Bild im Geist seines Gegners gesehen – ein Fallgitter, das mit zyklopenhafter Gewalt auf ihn niederzuckte.

Sein Kopf fuhr herum. Seine Augen wollten es nicht begreifen!

Die Frau war erwacht, trotz seiner überragenden hypnotischen Fähigkeiten.

Doch es war bereits zu spät.

Mit einem wilden Ruck riss Nicole die Sperre vor dem Gewinderand fort.

Quietschend und rasselnd begann sich das Fallgitter zu senken. Es wurde immer schneller.

Mordius sah es auf sich zukommen, wollte beiseite springen, da traf

es seinen Kopf.

Er wurde umgestoßen, stieß einen grässlichen Schrei aus, als sich eine der Eisenspitzen durch seinen Brustkorb bohrte und ihn am Boden festnagelte.

Dann rührte er sich nicht mehr.

In Zamorras Kehle stieg ein Schluchzen hoch. Er schaute zu seiner Assistentin hinüber.

Diese erwiderte den Blick. Es war mehr als nur Verehrung für ihren Chef darin.

Und Zamorra begriff, wusste auf einmal, dass er nicht ewig so hätte leben können.

Beide erhoben sich und wankten aufeinander zu.

Sie umarmten sich und sanken erneut in die Knie.

»Oh, Nicole«, seufzte der Professor. »Du hast mir das Leben gerettet. Ich danke dir, nur ich weiß nicht wie.«

»Sag nichts, Lieber«, hauchte Nicole Duval. Und dabei streichelte sie unaufhörlich den Kopf des Mannes. »Ich hätte ohne dich nicht weiterleben können, deshalb tat ich es«, versuchte sie zu scherzen.

Zamorra zwang sich zu einem Lächeln. Dann raffte er sich auf. Er half Nicole, die sich ebenfalls erhob.

Mit einem Seitenblick auf Mordius, der unter dem Fallgitter lag meinte er: »Ich glaube, wir sollten die Polizei anrufen. Der alte Malice wird seinen Augen nicht trauen. Aber das ist nicht unsere Sache. Ich möchte jetzt nur noch schlafen, schlafen, schlafen.«

Nicole nickte schwach und ließ sich von Zamorra mehr tragen als zum Schloss hinführen.

Zamorra ging in die Bibliothek und wählte die Nummer der Polizeistation des nahen Dorfes.

Eine verschlafene Stimme meldete sich.

»Ja, verdammt, Malice am Apparat. Wo brennt’s?«

Zamorra grinste leicht. »Hier spricht Professor Zamorra. Schicken Sie bitte ein paar Leute zum Schloss hoch. Hier liegt ein Toter, der zum zweiten Mal gestorben ist. Ach lassen Sie nur, das kann ich Ihnen auch am Tag erklären. Seien Sie bitte so nett und lassen Sie mich heute Nacht in Frieden. Ich schwöre Ihnen, dass es Notwehr war. Weiteres am Tage, okay?«

Malice, der das alles nur halb mitbekommen hatte, knurrte ein »Ja doch« und legte ohne eine weitere Frage auf.

Zamorra, der sich denken konnte, dass der Polizeikommissar wahrscheinlich doch noch weitere Fragen haben könnte, sobald ihm aufging, was er soeben gehört hatte, zog den Stecker aus der Telefonsteckdose.

Dann machte er die Tür der Bibliothek hinter sich zu.

Vor seinem Zimmer blieb er nachdenklich stehen.

Nein, heute Nacht wollte er nicht allein Schlafen.
Entschlossen machte er kehrt und ging zu Nicoles Zimmer. Die Tür war nur angelehnt. Er stieß sie auf.
Nicole lag bereits wieder im Bett. Nur hatte sie sich ganz an den Rand gedrängt, so dass auch noch für einen zweiten Schläfer Platz blieb.
Zamorra musste innerlich lachen, ließ sich aber nicht lange bitten und nahm die offensichtliche Einladung an.

***

Jemand trommelte gegen die Tür. Zamorra war noch im Halbschlaf und nahm es nur am Rande wahr. Als das Gedröhne nicht aufhören wollte, schlug er endlich die Augen auf.
Nicole, die neben ihm lag, bewegte sich, schlief aber weiter. Vorsichtig, um sie nicht zu wecken, glitt Zamorra aus dem Bett und öffnete die Tür.
Vor ihm stand, in einen Morgenmantel gehüllt, Raffael Bois, sein Diener. Seine Miene drückte Missbilligung aus. Dass sein Herr sich so weit gehen ließ und jeglicher Sitte und Moral spottete!
»Monsieur, die Polizei. Man will Sie sprechen.«
Ehe Zamorra eine Frage stellen konnte, drängte sich schon Pierre Malice, der Vorsteher der Polizeistation, vorbei und baute sich vor dem Professor auf.
»Ich habe Sie doch gebeten, mich in Ruhe zu lassen. Ich hätte Ihnen heute alles in Ruhe erklärt und auch Ihre Fragen beantwortet. Muss das denn jetzt mitten in der Nacht sein.«
Zamorra zog die Tür zu und drängte den Kommissar ein Stück von der Tür fort.
Pierre Malice machte ein grimmiges Gesicht. »Ja, mon Professeur, es muss sein! Sie haben uns doch wegen eines Toten angerufen. Besonders klar haben Sie sich ja nicht ausgedrückt. Ich bin also hergekommen, habe vorher noch ein paar Leute aus dem Bett geholt – und was finde ich hier? Nichts! Rein gar nichts! Nennen Sie das vielleicht einen Spaß? Na, ich bedanke mich dafür.«
Zamorra glaubte, nicht richtig verstanden zu haben.
»Was sagen Sie da, Kommissar? Sie haben nichts gefunden, keine Leiche, niemand, der vom Fallgitter erschlagen wurde?«
Pierre Malice schob sein ohnehin schon energisches Kinn noch weiter vor. »Ja, Sie haben richtig gehört. Ich habe nichts gefunden. Keine Leiche, keinen Erschlagenen unter dem Fallgitter. Zugegeben, es war heruntergelassen, eigentlich recht ungewöhnlich, aber darunter gelegen hat niemand. Ich muss Sie enttäuschen.«
Das letzte sagte der Kommissar mit beißendem Hohn in der Stimme.
Zamorra wollte etwas entgegnen, doch Malice schnitt ihm mit einer

demonstrativen Handbewegung das Wort ab.

»Nichts, Professeur, sagen Sie nichts. Man weiß ja überall, womit Sie sich beschäftigen. Wenn man den ganzen Tag so verrückte Dinge tut oder darüber nachdenkt, dann ist es kein Wunder, wenn man eines Tages absonderlich wird. Sie stehen zwar im besten Alter, doch fängt dieser Schwachsinn bei dem einen früher, bei dem anderen später an. Ich glaube, Professeur, Sie haben sich das alles nur aus den Fingern gesogen. Nur schade, dass Sie damit einen ganzen Polizeiposten rebellisch gemacht haben. Was das den Steuerzahler wieder kostet.«

Zamorra schüttelte ratlos den Kopf. Das gab es doch gar nicht. Er hatte doch selbst gesehen, wie das Fallgitter den wahnsinnigen Wissenschaftler förmlich auf dem Boden festgenagelt hatte. Wie sollte der sich dann befreit haben?

Doch er musste dem Kommissar glauben. Der saugte sich eine solche Geschichte bestimmt nicht aus den Fingern.

Zamorra zuckte die Schultern und schenkte sich einen Kommentar.

»Ich gebe bei eurem nächsten Fest einen aus«, murmelte er nur und ging an den Polizisten vorbei in den Hof hinunter.

Vor dem Fallgitter blieb er stehen. Man hatte es hochgedreht, aber auf halber Höhe stehen lassen. Aufmerksam untersuchte Zamorra den Eisendorn, der Mordius durch die Brust gedrungen war. Er fand keine Spuren an ihm. Ebenso wenig auf dem Boden, wo Mordius zusammengebrochen war. Nachdenklich kratzte Zamorra sich am Kinn.

Dass er hier kein Blut fand, war nicht ganz so rätselhaft. Schließlich war der Unheimliche im eigentlichen Sinne schon lange tot. Er brauchte nichts mehr zu essen, brauchte keine Luft zum Atmen und wurde nur durch seinen Willen und sein Gehirn gesteuert. Er war mehr oder weniger ein Roboter, allerdings mit dem kleinen Unterschied, dass er sich sein Programm selbst gegeben hatte und es ihm nicht aufgezwungen worden war.

Mit langsamen Schritten ging Zamorra in den Wohntrakt zurück.

Die Polizisten stiegen wieder in ihre Autos.

»Und wenn Sie mal wieder einen Toten finden, Monsieur«, rief Pierre Malice ihm noch zu, »dann überzeugen Sie sich bitte erst, ob es sich um einen Menschen, dann, ob es sich um eine Leiche handelt, und vor allen Dingen, ob Sie nüchtern und klar sind. Ich hoffe, ich habe mich deutlich genug ausgedrückt. In diesem Sinne, Professeur.«

Malice winkte noch einmal jovial und verschwand dann mit seinem Wagen hinter einer Wegbiegung.

»Ja, ja, danke«, konnte Zamorra nur lahm murmeln.

Mit seinen Gedanken war er ganz woanders.

Er versuchte sich in die Lage des Untoten zu versetzen. Eindeutig war Mordius hinter Zamorra her. Und er würde es wieder versuchen, bis er

endlich Erfolg haben würde.

Zamorra schaute zum Himmel hoch, an dem bereits die Morgendämmerung heraufzog.

Und er fragte sich, wo Mordius sich wohl zurzeit aufhielt. Er konnte überall sein, weit weg oder in der Nähe. Wahrscheinlich konnte er das Schloss und alles, was dort passierte, genau beobachten.

Zamorra fröstelte, wenn er nur daran dachte. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig. Er musste warten, bis sein Gegner sich wieder bemerkbar machte.

Und das sollte nicht allzu lange dauern.

***

Unter übermenschlichen Anstrengungen war es Mordius gelungen, sich aus seiner aussichtslosen Situation zu befreien.

Die ganze Zeit über, die er dort gelegen hatte, war er bei vollem Bewusstsein gewesen. Und in diesem Zustand hatte er es tatsächlich geschafft, den Professor und seine Assistentin so zu beeinflussen, dass sie ins Schloss gingen, als sei nichts geschehen.

Niemand ahnte, dass er alles unter seiner Kontrolle hatte. Am wenigsten wusste Zamorra, dass er unter fremdem Zwang gehandelt hatte.

Mordius grinste bösartig. Ja, er würde sein Spiel noch weiter treiben, denn nun war er sicher, seinen Rachekampf zu gewinnen.

Er hatte am Hang oberhalb des Château eine Höhle gefunden, in der er sich nun versteckte. Dort hatte er auch seinen schwarzen Koffer verborgen, der ihm nun helfen sollte, den Professor und seine Assistentin zu bestrafen.

Mordius rieb sich die Hände. Im Osten ging die Sonne auf, und er hatte noch viel Zeit. Goldene Strahlen fielen durch das dichte Blätterdach eines Busches, der die Höhle vollkommen verdeckte.

Das sollte der letzte Tag sein, den Professor Zamorra und Nicole Duval erleben sollten. Er würde dafür sorgen. Ein teuflischer Plan entstand in seinem toten Schädel.

Da er nun wusste, welche Gefühle die beiden Menschen füreinander empfanden, wollte er sie erst quälen, um ihnen dann den Tod zu geben, den sie sich dadurch verdient hatten, indem sie gegen ihn aufgestanden waren.

Doch noch hatte er Zeit. Er konnte seinen Plan erst in der Nacht in Angriff nehmen, denn irgendwelche Zeugen würden ihm nur hinderlich sein.

Bei einem kurzen Rundgang durch das Dorf, in dessen Nähe das Château Montagne stand, hatte er sich davon überzeugen können, dass es hier auch einen Friedhof gab.

Und dieser Friedhof würde ihm das geben, was er brauchte – eine

Armee des Grauens, die ihm bei der Vollstreckung seiner Rache helfen sollte.
Mordius tastete mit der Hand über seine Brust.
Die Finger erfühlten die tiefe Wunde, die der Eisendorn verursacht hatte, als das Fallgitter auf ihn niedergestürzt war.
Auch das würde er dem Professor heimzahlen.
Und zwar mit gleicher Münze. Doch vorher sollte Zamorra miterleben, was mit seiner Assistentin geschehen würde.
Für die Toten, die er sich vom Friedhof zu holen gedachte, wäre sie bestimmt das richtige Objekt. Die lebenden Leichen würden schon wissen, was sie mit ihr zu tun hatten…

***

Professor Zamorra versuchte vergeblich, den Leiter der örtlichen Polizeistation von der Richtigkeit seiner Angaben zu überzeugen.
»Und wenn ich es Ihnen doch sage, Pierre, dieser unheimliche Kerl war wirklich heute Nacht auf dem Schloss. Er hat Nicole irgendwie hypnotisieren können und sie dann dazu gebracht, die Zugbrücke herunterzulassen. Ich konnte gerade noch rechtzeitig eingreifen, sonst hätte es wahrscheinlich eine Katastrophe gegeben. Und Pierre, ich sage Ihnen, ich kenne diese unheimliche Bestie. In Dublin, in Irland, habe ich ihr schon einmal gegenüber gestanden. Sein Name ist Mordius. Er ist das, was man als lebenden Toten bezeichnet, wobei ich allerdings noch nicht weiß, wie er es geschafft hat, diese Fähigkeit des Wiederauferstehens erlangen zu können.«
Pierre Malice, der Polizist, mit dem Zamorra sich unterhielt, war sichtlich bemüht, ein schallendes Lachen zu unterdrücken. Doch ein Grinsen tanzte um seine Mundwinkel.
»Pardon, mon Professeur, dass ich mich nicht ernst halten kann. Doch was Sie da erzählen, klingt eher wie ein Schauermärchen als wie ein wirkliches Ereignis. Ich kann ja sehr gut verstehen, dass Sie sich mit solchen fantastischen Dingen beschäftigen, schließlich erfordert das ja Ihr Beruf. Doch meinen Sie nicht, dass man da sehr leicht Erfindung und Wirklichkeit miteinander verwechselt?«
Zamorra sah ein, dass hier alle Bemühungen umsonst sein würden. Wie konnte man auch einem Polizisten, der in seiner Dienstzeit nur mit Verkehrsdelikten und vielleicht auch mal mit einem Diebstahl zu tun hatte, klarmachen, dass es auch noch andere Dinge gab als das, was man sehen und anfassen konnte.
Resigniert zuckte Zamorra die Schultern. Er wollte den Beamten nicht noch mehr verwirren und auch seinem eigenen Ansehen nicht unnötig schaden. Daher meinte er: »Ist schon gut, Pierre. Ich lasse mir die Sache noch einmal durch den Kopf gehen. Vielleicht haben Sie sogar Recht, und ich habe das alles nur geträumt. Kann ja mal

vorkommen. Nichts für ungut, Pierre, und noch einmal vielen Dank, dass Sie heute Nacht so schnell gekommen sind, wenn es auch völlig umsonst war.«

Pierre Malice erhob sich von seinem Schreibtisch. »Ist nicht schlimm, Professeur. Dafür sind wir ja da, Bürgern, die sich bedroht fühlen, zu Hilfe zu kommen. Da ist einmal zuviel wirklich besser als einmal zu wenig gerufen zu werden. Versuchen Sie, auf andere Gedanken zu kommen, Professeur, und vergessen Sie diesen ganzen Vorfall.«

Zamorra nickte. »Ist wohl besser so. Adieu, Pierre, und lassen Sie sich mal wieder auf dem Schloss blicken. Ich habe noch einige gute Flaschen Wein im Keller.«

Pierre Malice strahlte übers ganze Gesicht.

»Das ist ein Wort, Professeur. Sie können sicher sein, dass ich Ihrer Einladung sehr bald nachkommen werde. Adieu, Professeur, und grüßen Sie den alten Raffael und Ihre hübsche Assistentin.«

Zamorra zog die Tür hinter sich zu. Erleichtert atmete er auf. Zum Glück wollte Malice dieser Angelegenheit nicht auf den Grund gehen. Je weniger er wusste, desto besser war es. Wenn er etwas entdeckt hätte, dann hätte auch bald das ganze Dorf davon gewusst.

Und wie die Leute reagieren würden, konnte Zamorra sich sehr lebhaft vorstellen.

Es würde eine Panik geben, die alles nur noch schlimmer machen würde. Und das wäre ganz genau das, was Mordius gebrauchen konnte.

Zamorra verließ die Polizeistation und traf draußen mit Nicole zusammen, die er seit der Nacht in einem ganz anderen Licht sah.

Sie war für ihn nicht mehr die Sekretärin und Assistentin, als die sie die ganze Zeit bei ihm gewesen war. Er hatte eigentlich immer gewusst, dass sie ihm weit mehr bedeutete als nur eine sehr gute Arbeits- und Hilfskraft. Gerade bei den letzten Abenteuern, die er mit ihr durchgestanden hatte, war ihm das klar geworden.

Nun, er hatte nichts dagegen, und wenn er das Strahlen in Nicoles Augen sah, dann wusste er, dass auch sie keine Einwände gegen die neue Situation hatte.

Nicole hatte draußen gewartet. Sie wollte vorerst nicht an die grauenhaften Eindrücke dieser Nacht erinnert werden. Doch interessierte es sie, was Zamorra auf der Polizeistation erreicht hatte.

Ehe sie etwas fragen konnte, winkte Zamorra schon ab.

»Wie ich erwartet hatte – Malice glaubt mir kein Wort. Ich kann es ihm auch nicht verdenken. Wie hättest du denn an seiner Stelle reagiert? Er wird nachts aus dem Bett geholt, bekommt eine Wahnsinnsgeschichte aufgetischt, macht seine Kollegen rebellisch und muss feststellen, dass alles gar nicht zu stimmen scheint. Dass er dann irgendwie sauer reagiert, ist doch klar. Da hilft es auch nicht, wenn

ich versuche, ihm alles zu erklären. Die Geschichte mit Dublin habe ich absichtlich weggelassen, denn das hätte ihn wahrscheinlich endgültig an meinem Verstand zweifeln lassen.«

Nicole hakte sich bei Zamorra unter, als sie über die Dorfstraße gingen.

»Was hältst du denn von der ganzen Angelegenheit?«, wollte sie wissen. »Glaubst du überhaupt an dieses Wasser des Lebens, von dem Mordius in seinen Unterlagen geschrieben hat?«

Zamorra nickte ernst.

»Und wie ich daran glaube. Es haben immer wieder Menschen versucht, das Rätsel des Lebens zu lösen, das heißt, sie haben nach einer Möglichkeit gesucht, das ewige Leben zu erlangen. Dabei hat natürlich jeder einen anderen Weg eingeschlagen. Die einen haben sich mit dem Bösen verbündet oder haben irgendwelche Dämonen angerufen. Andere haben es eben auf naturwissenschaftliche Weise versucht. Und diesem Mordius muss es offensichtlich gelungen sein. Denn er war es, der heute Nacht das Château heimgesucht hat. Ich habe ihn ganz deutlich erkannt. Und die Ereignisse in Dublin bestätigen das nur. Was ich mich allerdings frage, ist, ob Mordius nicht doch mit dä- monischen Mächten im Bunde ist. Wie er heute Nacht da vor der Zugbrücke gestanden hat, konnte ich um ihn herum eine leuchtende Aura erkennen. Und das habe ich in Dublin nicht bei ihm gesehen. Sollte es mittlerweile wirklich so sein, dass er den Satan oder einen seiner Diener angerufen hat? Möglich wäre es immerhin.«

Nicole runzelte die Stirn. »Je mehr ich darüber nachdenke, desto unwirklicher erscheint mir alles. Was mir am meisten auffällt, ist die Tatsache, dass wir heute Nacht nichts mehr unternommen haben. Da stehen wir plötzlich dem Unheimlichen, Unerklärlichen, gegen- über, und doch legen wir uns wieder ins Bett, als wäre überhaupt nichts gewesen. Du kämpfst wie ein Teufel, schaffst es tatsächlich, deinen Gegner zu überwältigen, trägst sogar Spuren dieses Kampfes an deinem Körper, und doch sieht es so aus, als hätten wir alles weitere vergessen und als würde uns die Sache überhaupt nicht mehr beschäftigen.«

Zamorra staunte über Nicole. Sie, die ihn noch vor gar nicht allzu langer Zeit ausgelacht hatte, wenn er über übersinnliche Erscheinungen gesprochen hatte, war jetzt dem Dämonischen auf der Spur und redete ganz so, als wäre es das Natürlichste auf der Welt.

»Du hast Recht, Nicole. Sonderbar ist das schon. Ich bin überzeugt, dass Mordius uns geistig überwacht und auch irgendwie beeinflusst. Wie er das macht, kann ich allerdings nicht sagen und mir auch kaum vorstellen. Vielleicht verfügt er über derartige geistige Kräfte, dass es ihm ein Leichtes ist, uns im Griff zu haben und unser Handeln zu steuern. Es könnte sogar sein, dass er im Schutz eines Dämons sein

Unwesen treibt. Daher ließe sich auch die Aura erklären, die ich gesehen habe. Ich hatte zwar mein Amulett um den Hals, doch musste ich mich so auf den Kampf konzentrieren, dass ich nicht darauf achtete, ob es mir ein Signal übermittelte, wie es sonst immer geschieht, wenn ein Dämon in der Nähe ist. Ich bin auch gar nicht so sicher, dass das Amulett sich rühren würde, wenn Mordius auftaucht. Er scheint wirklich ein Monstrum zu sein, das alles bisher Erlebte in den Schatten stellt. Sei dir klar darüber, Nicole, dass wir es hier mit einem Gegner zu tun haben, der geradezu unbesiegbar ist. Er sieht aus wie ein Mensch, fällt also kaum auf, und ist unsterblich. Überdies kann er geistige Macht ausüben. Ich bin mit meinem Latein fast am Ende. Vielleicht sitzt er irgendwo und verfolgt jeden unserer Schritte.«

Nicole erschauderte. Sie drückte sich ganz eng an den Professor.

»Red nicht davon, Zamorra. Meine Nerven halten das bald nicht mehr aus. Wenn ich mir vorstelle, dass jeder Schritt, den wir tun, von einem solchen Ungeheuer beobachtet wird…« Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Wieder schüttelte sie sich, als fröstele sie.

Zamorra legte seinen Arm um sie. »Wir können sowieso nichts tun im Augenblick. Solange Mordius sich nicht zeigt, müssen wir hier untätig herumsitzen. Weglaufen hat keinen Zweck, denn er würde uns immer wieder finden. Wir können nur warten – und hoffen, dass wir rechtzeitig merken, wenn er einen neuen Angriff startet.«

Nicole musste dem Professor widerstrebend Recht geben, doch in ihren Eingeweiden bohrte die Angst.

Und bei Zamorra war es nicht viel anders, wenn er es sich auch nicht anmerken ließ, um seine Freundin nicht noch mehr zu beunruhigen…

***

Mordius hatte sich den ganzen Tag in seiner Höhle aufgehalten. Er hatte seinen schwarzen Kasten mit den Geräten überprüft, mit denen er sich eine Armee von lebenden Toten schaffen wollte.

Er war innerlich aufs äußerste aufgewühlt, denn er hatte im Laufe des Tages ein Erlebnis gehabt, das er sich schon immer gewünscht hatte.

Es war gegen Mittag gewesen, und er hatte nur so dagesessen und hatte nach draußen gestarrt auf das Dorf und das Château, die im Licht der Sommersonne friedlich unter ihm lagen.

Plötzlich war ihm gewesen, als hätte er eine Stimme gehört. Eine nie gekannte Erregung hatte ihn durchpulst, und das war für ihn das Unheimliche gewesen.

Seit er nämlich von den Toten wiederauferstanden war, hatten ihn nie mehr irgendwelche Gefühle erregt oder aus der Ruhe gebracht.

Und doch war es so gewesen, dass er völlig verwirrt wurde.

Bis er begriff, woher die Stimme kam.

Es war der Satan persönlich gewesen, musste es gewesen sein, der da zu ihm sprach.

»So höre denn, Mordius, du Genie des Wahnsinns. Ich habe meinen Gefallen an dir gefunden. Und ich glaube, in dir einen würdigen Vorkämpfer gefunden zu haben.«

Ein Lächeln war über das Gesicht des Untoten geglitten und hatte es zu einer Grimasse des Hasses verzerrt, als er die weiteren Worte vernahm.

»Ich weiß, dass du auf einem Rachefeldzug bist und einen Mann jagst, dem du dein jetziges Schicksal verdankst. Zamorra ist sein Name. Auch ich kenne ihn, und er hat mir schon so manche Niederlage beigebracht, doch den Satan besiegt man nie. Immer wieder gelingt es mir, ihm neue Gegner zu schicken, die seine Widerstandskraft zermürben und ihn soweit bringen sollen, dass er mir nichts mehr entgegenzusetzen hat. Ich glaube, dass es dir gelingen kann, ihn endgültig zu überwinden und zu vernichten. Schon in der letzten Nacht habe ich euren Kampf verfolgen können, und du hast mir zu verdanken, dass du jetzt hier sitzt. Vielleicht hast du selbst es schon gemerkt, auf jeden Fall hat auch Zamorra einen Verdacht geschöpft. Doch das soll dich nicht beunruhigen. Denn du stehst unter meinem Schutz. Ich werde dafür sorgen, dass dir nichts geschieht. Doch ich werde dir nicht helfen, den Gegner zu besiegen. Deine Rache musst du allein und ohne meine Hilfe üben. Ich kann nur mithelfen, dich unbesiegbar zu machen.«

Mordius hätte laut aufschreien können vor Freude. Jetzt hatte er endlich erreicht, was er immer gewollt hatte. Man war in der Welt der Dämonen, einer Dimension jenseits von Raum und Zeit, auf ihn aufmerksam geworden und akzeptierte ihn als einen fast gleichwertigen und ebenbürtigen Mitstreiter.

Innerlich hatte Mordius dem Fürsten der Finsternis gedankt und hatte ihm ewige Treue gelobt. Eine nie gekannte Zuversicht erfüllte das Monstrum in Menschengestalt und machte es sicher, den Kampf gegen den Meister des Übersinnlichen, wie Zamorra von allen genannt wurde, zu gewinnen.

Meister des Übersinnlichen! Mordius lachte krächzend. Einen dümmeren Namen hätte man sich wirklich nicht einfallen lassen können.

Er, Mordius, würde ihm schon zeigen, wer Meister im Dämonenreich war!

Mittlerweile war die Dämmerung hereingebrochen, und Mordius verspürte in sich eine Unruhe, die ihn zum Handeln trieb.

Er erhob sich und streckte die Glieder. In seinen zerfetzten Kleidern war er ein Bild des Grauens. Die riesige Wunde auf seiner Brust, aus der kein Tropfen Blut floss, war wie der Krater eines Vulkans. Das

Fleisch der Wundränder war schwarz und tot. Es verweste nicht, denn unheimliche Mächte hielten den Prozess des Verfalls auf und schenkten Mordius ewiges Leben, das vom Fluch des Bösen überschattet wurde.

Mordius wusste, was er zu tun hatte. Er bückte sich und hob den schwarzen Kasten vom Boden hoch. Mühelos trug er das schwere Stück, als er über den steilen Hang vorbei am Schloss hinunter ins Tal schlich.

Niemand hielt ihn auf, und als er durch das Dorf ging, stellte sich ihm niemand in den Weg. Zur Vorsicht hatte er sich eine neue Maske über das Gesicht gezogen, doch er hätte sich das ruhig sparen können.

Aufmerksam verfolgte er die Gedanken der Menschen in den Häusern, an denen er vorüberging.

Niemand wusste, was im Augenblick geschah. Niemand ahnte, dass das Grauen in der Nähe weilte.

Mordius lächelte befriedigt. Das würde die Panik nur noch größer machen, wenn die erst einmal begriffen, was ihnen gegenüber stand.

Zielstrebig schlug Mordius den Weg zum Friedhof ein, auf dem er sein grausiges Werk vollbringen wollte. Schon bald stand er vor dem schmiedeeisernen Tor, das für die Nacht abgeschlossen worden war.

Zu seiner Rechten sah Mordius den düsteren Schatten der Kirche aufragen, in deren direkter Nähe der Friedhof angelegt war. Sie jagte ihm keinen Schrecken ein, denn noch wurde er nicht von dämonischen Kräften getrieben.

Dass er hier stand, hatte er nur seinem genialen Geist zu verdanken, der ihm den richtigen Weg gewiesen hatte.

Mordius sicherte nach allen Seiten, wie ein Raubtier vor dem Sprung auf die Beute.

Ringsum rührte sich nichts.

Mit einer Hand reichte Mordius hinauf zur Mauerkrone links neben dem Eisentor. Die Mauer umgab den Friedhof auf der einen Seite. Auf der anderen Seite wurde er durch die Kirche begrenzt.

Mordius stemmte den schwarzen Kasten hoch und stellte ihn auf die Mauer. Erneut wandte er sich um.

Seine toten Augen durchdrangen die herrschende Finsternis mit Leichtigkeit. Der Mond versteckte sich hinter der Kirche, und der Friedhof lag in undurchdringlicher Dunkelheit da.

Mordius konnte nichts Verdächtiges erkennen und schwang sich endlich mit einem einzigen Satz auf die Mauer. Einen Moment blieb er oben sitzen, dann nahm er den schwarzen Koffer und sprang auf der anderen Seite hinunter.

Das weiche Erdreich dämpfte jedes Geräusch.

Wie ein Schemen der Nacht huschte Mordius jetzt durch die Grabreihen und suchte die Gräber, in denen die erst kürzlich

Verstorbenen lagen.

Er hatte schnell gefunden, was er suchte. An jedem dieser Gräber, es waren sechs an der Zahl, machte er Halt und packte seinen Koffer aus.

Er holte einen Helm hervor, den er mithilfe von zahlreichen Drähten mit dem Koffer verband.

Dann holte er eine Anzahl von kürzeren Stäben heraus, die er zu zwei langen Stangen zusammenschraubte.

Diese rammte er rechts und links von den Gräbern, jeweils in Kopfhöhe der dort Ruhenden, in den Boden. Diese Stäbe verband er nun mit dem schwarzen Kasten. Er legte einen Schalter um, und zwischen den Stäben entstand ein Leuchten wie bei einer elektrischen Entladung.

Es tauchte die nächste Umgebung der Gräber in ein gespenstisches bläuliches Licht.

Mordius stand unbeweglich dabei und hatte den Helm aufgesetzt.

Seine toten Augen fixierten die Umgebung und starrten auf das jeweilige Grab, vor dem er stand und seinen schrecklichen Versuch ausführte.

Seine Lippen bewegten sich, als würde er vor sich hinreden. Doch kein Laut drang über seine zerfetzten Lippen. Es war nur das stumme Wiedergeben der Gedanken und geistigen Befehle, die sich in seinem Kopf bildeten und die er durch den Kasten und die langen Stangen den Toten in ihren Gräbern einpflanzte.

Diesen Befehlen würden sie folgen, wenn sie wieder erwacht waren. Es konnte nichts schief gehen, Mordius wusste es genau. Jetzt würde es ihm gelingen, den Professor zur Strecke zu bringen.

Nach jeweils einigen Minuten der Konzentration schaltete Mordius den Kasten ab.

Nachdem er beim sechsten Grab fertig geworden war, verstaute er die Stangen und den Helm wieder in dem Kasten und zog sich vollends zurück in ein Gebüsch, um das Werden seines Werkes weiterzuverfolgen.

Er brauchte nicht lange zu warten.

Die Atmosphäre des Grauens war über dem Friedhof fast körperlich spürbar geworden.

Eine plötzliche Unruhe erfüllte diese Stätte ewigen Friedens und brachte alles in Bewegung.

Auf den Gräbern, mit denen Mordius sich beschäftigt hatte, geriet die Erde in Wallung. Es war, als würden riesige Tiere daraus hervorbrechen wollen.

Der Mond war mittlerweile auch weitergewandert und beleuchtete jetzt die gespenstische Szenerie.

Bleiche Hände wühlten sich durch das Erdreich an die Oberfläche und tasteten suchend ihre Umgebung ab.

Sie schlossen und öffneten sich in einem gewissen Rhythmus und räumten das störende Erdreich beiseite. Wie die Klauen von Maulwürfen arbeiteten sie, und doch waren es Menschenhände, die zwar schon lange keine Bewegung mehr vollzogen hatten, sich jetzt jedoch rührten, als würden sie leben.

Mit brennenden Augen verfolgte Mordius die Entwicklung der Dinge. Bislang hatte er das Auferstehen seiner Opfer immer aus der Ferne mitverfolgen können. Nie war er wirklich dabei gewesen, nie hatte er gesehen, wie sich die Kreaturen aufrafften und ihre ewige Ruhestätte verließen.

Ein innerer Triumph erfüllte das Monstrum, das das alles möglich gemacht hatte.

Der erste der Toten hatte es geschafft. Sein Oberkörper ragte schon halb aus dem Grab, und eine letzte Kraftanstrengung ließ ihn sich nun ganz herausschwingen. Es war ein Mann ebenso wie die anderen, die Mordius auferstehen lassen wollte.

Er war etwa dreißig Jahre alt, doch war das jetzt nicht mehr festzustellen. Er musste schon seit einigen Monaten in seinem Grab geruht haben, denn sein Totenhemd war längst zu Fetzen zerfallen. Bei jeder Bewegung löste sich ein weiteres Stück Stoff und segelte zu Boden.

Die Haut, die darunter zum Vorschein kam, spannte sich, als stünde sie kurz vor dem Platzen. Der Körper des nunmehr lebendig gewordenen Toten war schon halb verwest.

Doch der Prozess der Wiedererweckung hielt die Verwesung auf.

Die Haut, vorher nass glänzend und von einem glitschigen Film überzogen, wurde fest und trocknete. Die blicklosen Augen starrten in die Runde und schienen etwas zu suchen.

Mordius verstand und schickte den Strom seiner Gedanken aus, der den Untoten ergriff und ihm die Richtung wies.

Auch die anderen Männer waren aus ihren Gräber auferstanden.

Unschlüssig standen sie neben den Gräbern, denen sie entstiegen waren, und warteten auf weitere Befehle.

Und der Befehl sollte nicht auf sich warten lassen.

Mordius konzentrierte sich. Er schickte einen stummen Ruf nach Aufmerksamkeit über den Gottesacker. Wie auf ein Zeichen wandten alle Untoten ihre Köpfe und schauten in seine Richtung.

Sie konnten Mordius nicht sehen, nicht erkennen, doch sie wussten auf Anhieb, dass dort ihr Meister stand, der ihnen ihr jetziges Dasein ermöglichte.

Mordius weidete sich an dem Anblick der armen Kreaturen, die zu Lebzeiten bestimmt ein ehrenwertes Leben geführt hatten und nie etwas Böses gemacht hatten. Mordius grinste wiederum verhalten.

Dann wurde sein Gesicht zu einer Maske des Hasses.

Er schloss die Augen und sammelte all seine geistige Kraft.

Ein wilder Schrei gellte in den Schädeln der Untoten. »Töte! Töte! Töte!«

Und sie antworteten mit einem hohlen Krächzen aus ihren verrotteten Kehlen. »Ja, töten! Töten! Töten!«

Und eine Frage hallte über den Friedhof. »Wen, Meister? Wen sollen wir töten, Meister? Sage es uns, damit wir es tun können!«

Die Antwort auf diese Frage brannte sich in ihren toten Hirnen fest, unauslöschlich, nicht zu überhören, und wurde zu dem Antrieb, der die Untoten leben ließ und ihrem grauenhaften Dasein seinen Sinn gab.

»Zamorra! Zamorra! Zamorra!«

***

Die Kompanie Soldaten lagerte in einem nahen Wäldchen. Die Männer hatten hier eine Übung zu absolvieren und waren gerade dabei, es sich für die Nacht bequem zu machen.

Allerdings dachte noch keiner von ihnen an Schlaf. Erst einmal wollte man den Feierabend so richtig begehen, und da ihr Kompaniechef eine Seele von Mensch war, hatte er es gestattet, dass auch einige Flaschen Wein beschafft wurden.

So waren dann zwei Mann mit dem Jeep ins nahe Dorf gefahren, um für den wertvollen Stoff zu sorgen. Sie hatten bei ihrer Suche Glück gehabt, und nun hing der Wagen schwer in der Federung, denn die Ladefläche war voll gestapelt mit Weinkisten.

Die beiden Soldaten freuten sich schon auf das Kommende und bedauerten nur, dass sie nicht auch noch einige Frauen hatten auftreiben können.

Der Fahrer achtete genau auf die Straße, die vom Scheinwerferlicht aus der Dunkelheit gerissen wurde. Der Mond war nicht hell genug, um etwas erkennen zu können.

Immer wieder schimpfte er, sein Begleiter solle ihn mit seinen Erzählungen in Ruhe lassen. Der ließ sich aber nicht bremsen und redete weiter von den Frauen, die er angeblich schon alle besessen hatte.

Weit voraus auf der linken Seite der Straße zweigte die schmale Auffahrt zum Schloss ab, das dort oben am Hang lag und in dem ein berühmter Professor wohnen sollte.

Von da würde es nicht mehr weit sein bis zu dem Feldweg, der sie zum Wäldchen und somit zu ihrem Lager bringen würde.

Plötzlich stutzte der Fahrer. Täuschte er sich oder gingen da vorn Leute auf der Straße entlang?

Er stieß seinen Begleiter an. »He, sieh doch mal da vorn. Täusche ich mich oder geht da jemand?«

Sein Begleiter hielt ebenfalls Ausschau und nickte.

»Da geht nicht nur jemand, sondern mindestens sieben Leute. Die laufen aber so komisch, als wären sie betrunken.«

Er hatte Recht. Die sieben Gestalten gingen in einer Reihe und schwankten hin und her als hätten sie einen über den Durst getrunken.

So von weitem sah das richtig unheimlich aus. Unwillkürlich fröstelte der Fahrer, ein junger Soldat, der noch nicht lange die Uniform trug.

»Komisch, was machen die denn hier um diese Zeit?«, fragte er mehr sich selbst als seinen Kameraden.

Der zuckte nur die Schultern.

»Lass sie doch. Vielleicht haben sie sich hier einen lustigen Abend gemacht. Diese Gegend ist ja nicht besonders reich an Vergnügungsmöglichkeiten.«

Mittlerweile hatte der Jeep sich bis auf wenige Meter den Dahinschreitenden genähert.

Sie mussten den Wagen längst herankommen gehört haben, doch keiner von den Wanderern machte Anstalten, die Straße freizugeben.

Der Fahrer des Jeeps blendete auf.

Zu seinem Entsetzen sah er, dass die Leute vor ihm bis auf einen alle nackt waren. Nur einige von ihnen trugen noch Stofffetzen am Körper, die leise im Wind hin- und herschwangen.

Auch sein Beifahrer starrte wie gebannt das unheimliche Schauspiel an. »Nichts wie weg von hier«, hauchte er, als hätte er Angst, die unheimlichen Gestalten auf sich aufmerksam zu machen. »Los gib Gas. Mach das Licht aus, dann kann uns keiner was wollen.«

»Du bist wohl verrückt. Und wenn doch einer uns erkennt? Gehst du dann für mich mit in den Bau? Nein, die werden schon Platz machen.«

Der Fahrer drückte lang und anhaltend auf die Hupe. Der Heulton tanzte dünn durch die Nacht.

Die Leute reagierten nicht. Wieder betätigte der Soldat die Hupe.

Und diesmal hatte man den Ton wohl doch vernommen.

Wie auf ein geheimes Zeichen blieben alle sieben stehen.

Der letzte drehte sich um.

Ein bleiches unbewegliches Gesicht wandte sich den Soldaten zu.

Und auch die anderen drehten sich um.

Der Schrei blieb den beiden Soldaten im Halse stecken.

Sie starrten dem Grauen ins Antlitz!

Totenschädel hatten ihnen die Gesichter zugewandt. Unbeweglich stand die Gruppe der Ungeheuer im Scheinwerferlicht.

Nur einer von ihnen hatte ein Gesicht, das jedoch einen nichts sagenden Ausdruck behielt und die Soldaten ungerührt, fast unbeteiligt musterte.

»Mensch, dreh um, fahr weg!«, keuchte der eine der Soldaten, der

neben dem Fahrer saß.

Doch der konnte sich nicht rühren. Er war gelähmt in seinem Schrecken und brachte keinen Ton hervor.

Da gab der Unbekannte mit dem starren Gesicht ein Zeichen.

Augenblicklich setzten sich die unheimlichen Gestalten in Bewegung.

Jetzt konnten die beiden Soldaten auch Genaueres erkennen. Mit Schrecken sahen sie, dass die sechs Monstren, die auf sie zukamen, durchweg Männer waren. Doch sie waren als solche kaum mehr zu erkennen. Ihre Gesichter waren halbzerfressen oder in Auflösung begriffen. Ihre Haut war wie Leder, dunkel und faltig. Die Finger hatten sie gekrümmt, dass sie aussahen, wie die Greifwerkzeuge von blutgierigen Raubvögeln.

Der Soldat hinter dem Steuer konnte nicht mehr. Er schrie gellend auf und brach dann über dem Lenkrad zusammen. Sein Kamerad, der das gar nicht mitbekommen zu haben schien, raffte sich plötzlich auf, schwang sich aus dem Jeep und begann über das freie Feld davonzurennen.

In seiner wahnsinnigen Angst hoffte er, den Ungeheuern auf diese Art entkommen zu können. Doch er hatte sich getäuscht.

Kaum hatte er sich einige Schritte von dem Militärfahrzeug entfernt, setzte sich eine der unheimlichen Gestalten in Bewegung und eilte hinter dem Soldaten her.

Der hörte plötzlich Schritte hinter sich. Ein eisiger Schreck durchzuckte ihn. Die Todesangst verlieh ihm Flügel. Immer schneller rannte er über den Sturzacker, wusste aber mit grausiger Gewissheit, dass es ihm nichts nützen würde.

Er war fast erleichtert, als ihn der Schlag im Rücken trat und ihn nach vorn aufs Gesicht warf. Sein Schrei wurde erstickt, als er den Mund voll Erde bekam.

Eine Hand tastete nach seinem Uniformrock. Er fühlte sich hochgerissen und umgedreht.

Tote Augen starrten ihn an. In der Fratze des lebenden Toten lag kein Gefühl, kein Ausdruck, nur die Verheißung des nahenden Endes.

Kalte Finger schlossen sich um die Kehle des jungen Soldaten, dann versank er in die Tiefe ewiger Nacht.

Er war schon tot, als er wieder den Boden berührte. Ein Herzschlag hatte ihm ein gnädiges Ende bereitet.

Der Unheimliche ließ von ihm ab und wankte wieder zurück in die Richtung, aus der er gekommen war.

Mordius hatte die Szene genau mitverfolgt. Triumph klang in seinen Ohren und erfüllte sein Herz, das nur noch ein toter Muskel war.

Ja, das waren seine Kreaturen, die er geschaffen hatte und die ihm gehorchten wie Sklaven ihrem Herrn. Mit denen sollte er es schon schaffen, den verhassten Professor zur Strecke zu bringen.

Mordius wandte sich wieder den anderen zu, die den Jeep umringten. Er schickte ihnen auf geistige Wege einen Befehl.

Die Kreaturen befolgten ihn sofort.

Sie packten den Jeep an einem Ende und hoben ihn an.

Die Weinkisten gerieten ins Rutschen und polterten klirrend auf die Erde. Der Jeep bekam das Übergewicht und kippte um.

Unter sich begrub er den Fahrer, der nicht mehr aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht war und nie mehr das Licht des Tages erblicken sollte.

Mordius verschwendete keinen Gedanken mehr an ihn und gab seinen Gefolgsleuten einen weiteren Befehl.

Sie entfernten sich von dem umgestürzten Fahrzeug und eilten über die schmale Straße. Sie überquerten sie und verschmolzen mit den Schatten der Büsche und Bäume, die sie säumten.

Jetzt hatte Mordius freie Bahn.

Vor sich sah er das Château Montagne aufragen. Dort hielt sich der auf, wegen dem er nach Frankreich gekommen war.

Er sollte bald dem Tod ins grinsende Auge schauen…

***

Unweit des Schlosses, in Deckung einer Buschreihe, ließ Mordius anhalten. Die sechs lebenden Toten, die noch vor kurzem in ihren Gräbern gelegen hatten, blieben abwartend stehen und harrten auf weitere Befehle.

Mordius hatte soeben einen teuflischen Plan gefasst. Er wollte, dass Zamorra seine Niederlage in aller Vollständigkeit miterleben sollte.

Die Soldaten unten auf der Straße hatten ihn auf diese Idee gebracht. Er hatte die Kompanie schon am Tage von seinem Versteck aus beobachten können. Deutlich hatte er gesehen, wie sie in den Wäldchen ihr Lager bezogen hatten.

Und er hatte auch sehen können, dass nicht nur Soldaten in dem Wäldchen lagerten, sondern auch eine Panzerkompanie dort rastete.

Es würde ihm ein Leichtes sein, sich in den Besitz dieser Kampfmaschinen zu setzen.

Doch vorher wollte er noch etwas anderes erledigen.

Er schickte seine stummen Befehle aus, und drei der Lebenden Toten trennten sich von der Gruppe des Grauens. Zielstrebig eilten sie den Hang hinauf und näherten sich dem Schloss.

Sie umrundeten es, ohne ein Geräusch zu verursachen. An der Hangseite fanden sie, was sie suchten.

Fast zu ebener Erde befanden sich dort zwei Fenster. Diese steuerten die drei an.

Sie lauschten kurz, dann gingen sie ans Werk.

Einer der Toten richtete sich auf und tastete den Fensterrahmen ab.

Er bückte sich und suchte einen Stein. Schließlich hatte er einen gefunden.

Mit einer schnellen Bewegung ließ er ihn gegen das Fenster krachen. Ein lautes Klirren hallte durch die Nacht.

Die Toten erstarrten mitten in der Bewegung. Doch nichts rührte sich im Schloss. Sie waren nicht gehört worden.

Nacheinander stiegen sie nun durch die entstandene Öffnung. Sie alle waren im Dorf groß geworden und kannten das Schloss genau.

Das machte Mordius sich zunutze.

Er hatte ihnen den Befehl gegeben, das Mädchen zu holen und sie solange festzuhalten, bis er mit dem Professor fertig war.

Lautlos huschten sie durch den Raum hinter dem Fenster. Es war eine Abstellkammer. Eigentlich hätte sie der Schlossdiener hören müssen, doch hatte Mordius im Laufe des Tages gesehen, wie Raffael Bois das Schloss verlassen hatte und nicht wieder zurückgekehrt war.

Vielleicht hatte er Urlaub oder seinen freien Tag. Ihm sollte es nur recht sein.

Die drei Toten fanden ihren Weg schnell.

An der Tür zur Bibliothek blieben sie kurz stehen. Sie spürten die Körperstrahlungen, die aus dem Raum drangen. Dort hielt sich der Professor auf. Doch ihm galt ihre Suche nicht. Sie wollten ein anderes Opfer.

Im ersten Stockwerk war es dann soweit.

Vor einer Tür sagte ihnen der stumme Befehl ihres Meisters, dass sie auf dem richtigen Weg waren.

Hier schlief die Freundin des Schlossbesitzers. Deutlich waren ihre Atemzüge zu vernehmen.

Die drei Ungeheuer zögerten nicht lange.

Der erste von ihnen griff nach der Türklinke. Lautlos drückte er sie nach unten.

Die Tür schwang auf.

Nicole Duval hatte den Vorhang nicht vor das Fenster gezogen.

Fahl fiel das Mondlicht in den Raum und übergoss alles mit einem milchigweißen Schimmer.

Unter dem Laken auf dem Bett hob sich ihre Gestalt in ihren Konturen ab. Die drei Toten betraten den Raum und schlossen die Tür hinter sich. Dann stellten sich zwei von ihnen neben dem Bett auf.

Der dritte bezog am Kopfende des Bettes seinen Posten.

Wie auf ein geheimes Zeichen handelten alle drei gleichzeitig.

Der am Kopfende beugte sich vor und presste mit brutaler Gewalt seine Hand auf den Mund der jungen Frau. Die anderen beiden packten ihren Oberkörper und ihre Beine.

Nicole wachte auf, spürte die ekelhafte Kälte der Totenhand auf ihren Lippen und wollte aufschreien. Mit schrecklicher Genauigkeit

konnte sie das Gesicht über sich sehen, aus dem sie ein Paar toter Augen anstarrten.

Sie wollte sich wehren, doch je mehr sie sich hin und her wand, desto stärker wurde der Druck auf ihrem Körper.

Sie begriff nicht, was mit ihr geschah, konnte es einfach nicht fassen. Sie fühlte, wie sie hochgehoben und fortgetragen wurde. Sie dachte an Zamorra, meinte, dass er doch etwas gehört haben musste, aber ihre Hoffnungen waren vergeblich. Es kam niemand und hielt die drei Ungeheuer auf.

Lautlos verließen sie das Zimmer und trugen das Mädchen über den Gang.

Vor der Tür zur Bibliothek wollte sie sich noch einmal aufbäumen und sich bemerkbar machen.

Doch ein brutaler Schlag raubte ihr für einige Augenblicke die Besinnung.

Als sie wieder erwachte, spürte sie an der kalten Luft, dass sie durch den Keller getragen wurde. Eine Tür schwang auf und wieder zu. Ein Schalter wurde umgelegt – und sie begriff, dass die Monster sie in die Folterkammer des Schlosses geschleppt hatten.

An den Wänden standen die Werkzeuge, mit denen brutale Henker jahrhundertelang ihren Opfern echte und falsche Geständnisse entlockt hatten.

Und Nicole wusste nun auch, dass jede Gegenwehr sinnlos sein würde. Sie konnte schreien, soviel sie wollte, hier unten würde sie niemand hören. Der lebende Tote, der ihr den Mund zugehalten hatte, ließ von ihr ab und trat zurück.

Die beiden anderen legten sie auf die Streckbank, die in der Mitte des Raumes stand.

Nicole wollte etwas fragen, wollte wissen, wo Mordius war, doch kein Laut drang aus ihrem Mund.

Das Grauen verschlug ihr die Sprache und lähmte sie fast völlig.

Sie starrte in die aufgedunsenen Gesichter der lebenden Toten und eine Ahnung sagte ihr, dass Mordius sich eine Armee des Todes und des Schreckens geschaffen haben musste.

Sie wollte sich aufrichten, da wurde sie brutal zurückgestoßen. Ihr Kopf prallte hart auf die Holzbohlen, die die Unterlage für ihren Körper bildeten.

Eisige Hände packten ihre Hand- und Fußgelenke.

Etwas Raues wurde um die Gelenke gelegt. Dann fühlte Nicole, wie ihre Beine auseinander gerissen wurden. Das gleiche geschah mit den Armen.

Man hatte sie an die Bank gefesselt. Die Schreckensgestalten ließen von ihr ab.

Als Nicole in die Fratzen der Ungeheuer starrte, wurde ihr fast

schlecht. Im Gesicht des einen glaubte sie ein lüsternes Grinsen zu entdecken.

Die toten Augen der Gestalt tasteten unverhohlen ihren Körper ab, der unter dem hauchdünnen Nachthemd in voller Deutlichkeit zu sehen war.

Nicole ahnte, was nun kommen sollte, und sie schrie, schrie, schrie.

Doch niemand konnte sie hören…

***

»Zamorra! Zamorra! Komm raus und zeige dich!«

Zamorra schreckte hoch. Es dauerte einen Moment, bis er sich wieder zurechtfand.

Wer hatte ihn da gerufen?

Er war einen Moment eingenickt. Er hatte den ganzen Abend darüber nachgedacht, wie er sich gegen Mordius zur Wehr setzen konnte. Er hatte in Büchern nachgelesen, ob es in der Vergangenheit bereits einmal Ähnliches gegeben hatte. Doch er hatte nichts gefunden.

»Zamorra! Zamorra! Hörst du nicht? Komm raus!«

Wieder dieser Ruf. Zamorra schaute sich um. In der Bibliothek brannte nur eine Lampe. Er löschte sie und trat ans Fenster. Und hier überfiel ihn dieser Schrei ein drittes Mal.

»Zamorra! Zamorra! Ich rufe dich!«

Und da wusste der Professor, wer da nach ihm verlangte.

Es war Mordius, das Genie des Satans. Er erreichte ihn auf geistigem Wege. Und Zamorra konnte sich diesem Ruf nicht widersetzen.

Er musste ihm folgen.

Wie in Trance erhob er sich. Er ging zur Tür, öffnete sie und trat hinaus auf den Gang. Er schlug den Weg ein, der zum Wehrgang auf der Schlossmauer führte. Er trat hinaus auf den Gang und schritt auf der Schlossmauer dahin, bis er dicht vor dem Pfeiler des Portals stand.

Und da sah er sie.

Es waren vier Gestalten, die auf der Auffahrt zum Château standen und zu ihm hinaufblickten.

Eine von ihnen war Mordius. Zamorra konnte ihn deutlich erkennen. Die anderen drei hatte er noch nie gesehen, doch ein kurzer Blick genügte ihm, um zu wissen, wen er vor sich hatte.

Mordius hatte sich wieder eine neue Armee des Grauens aufgestellt.

»Was willst du?«, rief Zamorra. Seine Nerven vibrierten vor Ungeduld. Am liebsten hätte er sich auf das Ungeheuer dort unter ihm gestürzt. Aber Mordius hielt ihn in einer geistigen Fessel gefangen.

»Komm herunter!«, brüllte das Ungeheuer. »Du sollst sehen, wie du untergehst. Ich weiß, dass du stark genug bist, um dich meinem Befehl zu widersetzen, doch wenn du mir nicht folgst, dann wird deine Freundin sterben. Wir haben sie bereits sicher. Wenn du mir nicht

glaubst, dann geh dich doch selbst überzeugen. Ich gebe dich solange frei. Aber komm ja wieder zurück!«

Zamorra spürte, wie die Fessel ihn freigab.

Nicole in den Fängen dieser Ungeheuer! Das durfte nicht sein!

Sie lag bestimmt in ihrem Zimmer und schlief. Mordius hatte sicher nur geblufft, musste geblufft haben. Wie hätte er denn Nicole aus dem Schloss holen können?

Zamorra rannte über den Wandelgang zurück und stürmte bis zu Nicoles Zimmer.

Die Tür stand offen, und der Professor sah mit einem Blick, dass Mordius die Wahrheit gesprochen hatte.

Aber wie hatte er es schaffen können, Nicole aus dem Château zu entführen, ohne dass etwas zu hören gewesen war? Und vor allen Dingern, wo befand sich Nicole im Augenblick?

Zamorra drehte sich um und rannte wieder zurück auf die Schlossmauer.

»Wo hast du sie?«, schleuderte er Mordius entgegen. »Wohin hast du sie gebracht?«

Ein höhnisches Lachen war die Antwort. »Das wirst du schon früh genug merken!«, schrie Mordius. »Doch erst einmal folgst du meinen Anweisungen. Vielleicht kannst du sie noch retten. Merkst du nun, dass ich stärker bin als du und als jeder andere Sterbliche? Du hast mir eine Niederlage bereitet, und ich will dafür meine Rache haben. Du kannst mir nicht mehr entrinnen. Komm jetzt!«

Zamorra wollte etwas erwidern, verstummte aber, als er merkte, wie etwas in seinen Geist Eingang fand und seinen eigenen Willen auslöschte. Er wollte sich dagegen wehren, wollte die fremde Macht aus seinem Geist verdrängen. Aber er schaffte es nicht. Der fremde Willen war zu übermächtig.

Unter Zwang stieg Zamorra über eine Leiter in den Schlosshof hinunter. Er näherte sich der Zugbrücke und entriegelte die Winde. Polternd setzte sich die Zugbrücke in Bewegung und senkte sich auf das gegenüberliegende Ufer des Burggrabens.

Mit unsicheren, staksigen Schritten ging Zamorra über die Bohlen der Brücke auf seinen Widersacher zu, der es nun endlich geschafft hatte, ihn zu besiegen.

Auf einen geistigen Befehl von Mordius hin blieb Zamorra stehen.

Vor sich sah er die verhasste Fratze des Untoten. Doch er konnte nichts unternehmen. Untätig musste er mit ansehen, wie Mordius auf ihn zukam und sich vor ihm aufbaute.

Mordius wies auf seine Brustwunde. »Siehst du das, Zamorra? Ähnlich wird es auch dir ergehen, nur wirst du nicht mehr weiterleben wie ich. Für dich wird es das Ende bedeuten. Doch komm jetzt. Ich will dir ein Schauspiel bieten, wie du es noch nie gesehen hast. Es

wird die letzte Erinnerung sein, die du mitnimmst in dein Grab!«

Mordius wandte sich um. Mit ihm die drei Horrorgestalten, die bei ihm waren. Sie entfernten sich den Hang hinunter und in Richtung des Wäldchens auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Zamorra folgte dieser Prozession des Grauens.

***

Als sie an der Straße ankamen, holte Mordius aus dem Graben einen schwarzen Kasten hervor. Er hatte ihn dort stehengelassen, weil er ihn nur behindert hätte.

Zamorra konnte noch klar denken und wusste sofort, was es mit dem Kasten auf sich hatte. Er wusste genau, dass Mordius diesen Kasten brauchte, um Tote wieder zum Leben zu erwecken. Jetzt verstand Zamorra auch, wie er zu den Gefolgsleuten gekommen war.

Mordius musste die Gedanken des Professors gespürt haben, denn er wandte sich um und meinte: »Da wunderst du dich, nicht wahr? Ich war schlau genug, mir noch ein zweites Gerät zu bauen. Hier siehst du es vor dir. Jetzt muss auch dir klar werden, dass ein Mordius nie besiegt werden kann. Ich muss zugeben, du bist bis jetzt mein bester Gegner gewesen, doch damit ist es ja bald vorbei.«

Zamorra wollte nach seiner Freundin fragen, wollte für sie um Gnade bitten, doch der Block, der über seinem Gehirn lag, war zu stark, als dass er ihn hätte überwinden können.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als dem wahnsinnigen Wissenschaftler und seinen Kreaturen zu folgen.

Sie drangen in das Wäldchen ein, und Zamorra, der wusste, dass hier Soldaten kampierten, ahnte bereits, was Mordius vorhatte.

Wollte er ihm seine Macht an den wehrlosen Soldaten vorführen?

Mordius gab Zamorra den geistigen Befehl zu warten und sich ruhig zu verhalten. Zamorra musste diesen Befehl befolgen. Er blieb stehen und sah zu, wie Mordius mit seinen Genossen weiter in den Wald eindrang.

Nach kurzer Zeit erschienen sie wieder, und es ging weiter.

Sie kamen an einer Lichtung vorbei. Im Licht des Mondes konnte Zamorra zwei Soldaten sehen, die mitten auf der Lichtung lagen. Es durchzuckte ihn siedendheiß.

Mordius lachte nur.

»Nein, sie sind nicht tot, wie du glaubst. Nur bewusstlos. Sie standen hier auf Wache und hätten mein Werk nur gestört. Du verstehst doch bestimmt, dass das sein musste.« Damit ging er weiter.

Zu Zamorras Verwunderung rührte sich in dem Lager nichts. Die Zelte der Soldaten standen in stillem Frieden da. Von Zeit zu Zeit konnte Zamorra Schnarchgeräusche durch die Zeltwände hören.

Gott sei dank, dachte er, *dann leben sie wenigstens noch.*

Mordius baute seinen schwarzen Kasten auf. Er schraubte wieder die beiden Stangen zusammen und legte sie in einem bestimmten Abstand auf den Boden. Dann schaltete er den Kasten ein.

Ein Flimmern erfüllte die Luft, formte sich zu einer Kuppel, die sich über das Lager senkte und es ganz einhüllte. Dann wurde das Flimmern blasser und verschwand schließlich ganz.

»Damit halte ich sie nur unter Kontrolle«, erklärte Mordius dem Professor. »Ich kann mir nicht leisten, wenn sie sich noch in meine Angelegenheiten mischen. Bald ist es soweit, dann wirst du erleben, wie es dem ergeht, der sich Mordius entgegenstellt.«

Mordius gab seine drei Genossen ein Zeichen. Sie verschwanden hinter einer Gebüschreihe. Zamorra, der ihnen folgen wollte, wurde von einem inneren Befehl an seinen Platz gebannt.

Ein dumpfes Dröhnen drang plötzlich an seine Ohren. Das Quietschen von schweren Metallteilen ertönte gleichzeitig.

Der Waldboden bebte. Und dann bog ein riesiges Ungetüm auf die Lichtung.

Es war ein Panzer! Und dahinter folgten drei weitere dieser Maschinen!

Vor dem Professor blieb der erste Panzer stehen.

Die Klappe ging auf und Mordius kletterte heraus. »Na, was sagst du jetzt. Ich bediene mich hier der modernsten Mittel, um dich endlich deiner gerechten Strafe zuzuführen. Und du sollst sogar Zeuge sein, wie ich anfange, deinen Namen und deine Spuren von dieser Welt zu radieren. Gleich wird es ein Feuerwerk geben, und dein Schloss wird in Schutt und Asche fallen. Los, steig auf!«

Mordius zischte die letzten Worte, und Zamorra setzte sich in Gang.

Schwerfällig kletterte er auf das Fahrzeug aus Stahl.

»Du wirst jetzt mitfahren und genau miterleben, wie ich mein Werk vollende. Versuche ja nichts, denn du kannst mich nicht aufhalten. Und außerdem bin ich in deinen Gedanken. Ich weiß also über alle deine Pläne bescheid, bevor du sie ausführen kannst.«

Stumm blickte Zamorra das Ungeheuer in Menschengestalt an. Er konnte nichts erwidern.

Doch seine Gedanken jagten sich.

Wo war seine Freundin? Wo hatte diese Bestie sie versteckt? Und wie konnte er sie möglicherweise befreien?

***

Die drei unheimlichen Gestalten umstanden das Streckbett, auf dem Nicole lag.

Lederriemen hielten ihre Arme und Beine fest, und sie konnte sich keinen Zentimeter bewegen. Tote Augen starrten sie an und verfolgten jede Regung in ihrem Gesicht.

Nicole fragte sich, worauf die drei warteten. Standen sie vielleicht unter einem fremden Zwang.

Ihr dämmerte es, dass nur Mordius dahinterstecken konnte. Sollte sie vielleicht das Pfand sein, mit dessen Hilfe er hoffte, an Zamorra heranzukommen?

Ja, so musste es sein. Nicole fragte sich trotz ihrer aussichtslosen Lage, was Zamorra wohl im Augenblick machte. Sie konnte nicht ahnen, dass es ihm ähnlich erging wie ihr.

Der eine der Toten streckte plötzlich einen Arm aus. Nicole wollte sich abwenden, wollte sich dem Zugriff entziehen, doch die Fesselung erlaubte ihr kein Ausweichen.

Mit Schaudern musste sie ertragen, wie die eiskalte Hand sie berührte und abtastete. Trotz des dünnen Nachthemdes, das sie immer noch auf dem Leib trug, spürte sie die eisige Kälte, die von der Hand ausging.

Auch stieg ihr der Geruch der Verwesung in die Nase. Angewidert verzog sie das Gesicht. Ein Würgen stieg in ihrer Kehle hoch. Nur mit Mühe konnte sie verhindern, dass sie sich übergab.

Und immer weiter tastete die Hand. Nicole wurde es schwarz vor den Augen, soviel Abscheu empfand sie vor der Berührung des Monstrums.

Die Hand fasste nach dem Ausschnitt ihres Nachthemdes. Ein schneller Ruck, das Reißen von Stoff, und Nicole war vollkommen nackt. Unwillkürlich traten die anderen beiden näher.

Nicole konnte die gierigen Blicke aus ihren toten Augen fast körperlich spüren. Sollte das das Ende sein?

Die Hand legte sich auf ihre Kehle, streichelte fast liebevoll über ihr Haar und legte sich auf ihr Gesicht.

Nicole schloss die Augen und hielt die Luft an. Jetzt musste kommen, wovor sie grauenhafte Angst hatte.

Ein Rascheln verkündete ihr, dass auch die anderen sich nun rührten. Was hatten diese Bestien mit ihr vor? Was sollte mit ihr geschehen?

Nicole wagte nicht, es sich auszumalen. Sie hoffte nur, dass sie rechtzeitig ohnmächtig wurde, um nicht alles bewusst ertragen zu müssen.

Schreien konnte sie schon längst nicht mehr. Sie hatte fast den Eindruck, dass ihr Herz aufgehört hatte zu schlagen. Die Kälte des Raumes kroch in ihre Glieder und ließ sie träge werden.

Eine Gänsehaut umspannte ihren makellosen Körper, der wehrlos den Bestien ausgeliefert war.

Der Tote nahm die Hand von ihrem Gesicht fort.

Überdeutlich sah Nicole, dass sich auch die Blicke der andern an ihrem Körper festgesaugt hatten.

Und sie verstand, wie sie sterben sollte, denn dass ihr Leben besiegelt war, wurde ihr mit größter, unabwendbarer Klarheit bewusst.

Sie schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Ihre Lippen bewegten sich.
Die Untoten mussten es sehen. Doch es belustigte sie. Nun grinsten sie fast. Nicole wollte schaudernd den Kopf abwenden, da schienen sich die Gestalten besonnen zu haben.
Entschlossen traten sie noch näher an das Streckbett heran.
Drei Paar Hände schossen vor. Nicole schrie noch einmal gequält auf, dann versank sie in der Finsternis des Vergessens und der Willenlosigkeit…

***

Zamorra fühlte das Vibrieren des Motors. Durch den Stoff seiner Hose spürte er die Kälte der Stahlplatten, auf denen er saß.
Machtlos musste er miterleben, wie die Panzer sich wieder in Bewegung setzten und auf die Straße zuhielten. Mit einem letzten Rest seines Geistes konnte Zamorra noch frei denken. Und er fragte sich, wie Mordius es wohl geschafft hatte, sich in den Besitz dieser Kettenfahrzeuge zu setzen.
Dieses Flimmern über dem Lager der Soldaten – war es vielleicht eine Art Schutzschirm gewesen, oder half diese Kuppel dem wahnsinnigen Wissenschaftler, sie unter Kontrolle zu halten?
Mordius fuhr einen großen Bogen über das Feld. Der Fahrtwind zerrte an Zamorras Haaren und an seinem Hemd.
Es war ein ohrenbetäubendes Getöse, das die Ketten verursachten.
Zamorra spürte plötzlich, wie der fremde Einfluss auf sein Gehirn abnahm. Er konnte auf einmal wieder Dinge denken, die sich damit beschäftigten, wie er gegen Mordius vorgehen konnte.
Zamorra nahm sich in acht, nicht zu stark daran zu denken. Er zwang sich, allgemeines zu denken und zählte wieder leise vor sich hin.
Er begriff, warum Mordius sich nicht mehr voll auf ihn konzentrierte.
Er wusste, dass er ihm nicht mehr gefährlich werden konnte, zumindest nahm er es an oder war sogar fest überzeugt davon. Überdies musste er sich auf seine Kreaturen konzentrieren, die er ja Kraft seines Willens und seiner Fähigkeiten steuern musste. Ohne ihn waren die Untoten willenlos und konnten nicht mehr leben.
Zamorras Gedanken überstürzten sich. Wie kam er von hier fort?
Es musste doch eine Möglichkeit geben, Mordius und seine Ungeheuer aufzuhalten.
Unter Umständen befand Nicole sich sogar noch im Schloss, und sie befand sich in Lebensgefahr.
Eine wahnwitzige Hoffnung stieg in Zamorra auf. Vielleicht hatte er doch noch eine Möglichkeit gefunden, Mordius aufzuhalten.
Zamorra setzte diese Überlegung sofort in die Tat um.
Er schaute sich kurz um. Sie hatten mittlerweile ein ziemlich hohes Tempo drauf. Zamorra sah im Licht des Mondes den Boden des

Sturzackers unter sich vorbeirasen.

In einem plötzlichen Entschluss ließ er sich seitlich über die Panzerplatten abrollen.

Er landete ziemlich unsanft auf der Erde. Er vollführte zwei Purzelbäume, ehe er endlich zur Ruhe kam.

In seinem Kopf ertönte ein wüster Fluch, und wieder war da die fremde Kraft, die Eingang fand in sein Gehirn.

Zamorra wehrte sich dagegen so gut er konnte.

Dabei raffte er sich auf und rannte zurück zum Lager der Soldaten. Wo mit Panzern gekämpft wurde, da mussten sich auch Waffen befinden, mit denen man einen Panzer zur Strecke bringen konnte.

Zamorra wusste genau, was er suchte. Eine Bazooka, eine Art Panzerabwehrrakete, die von den Truppen der Nato allgemein benutzt wurde.

Eine solche Waffe gehörte praktisch zu jeder Kompanie. Und auch hier musste er so etwas finden.

Zamorra stolperte über den Sturzacker in Richtung auf das Lager der Soldaten zu.

Er wollte quer durch die Zeltreihen rennen, da prallte er mit etwas Unsichtbarem zusammen. Er wurde rücklings zu Boden geschleudert und erinnerte sich.

Mordius hatte ja diese geheimnisvolle Kuppel errichtet. Es musste also doch eine Art Schutzschild sein. Er hatte es nun am eigenen Leibe verspüren müssen.

Zamorra erinnerte sich auch daran, woher die vier Panzer gekommen waren. Er verfolgte den Weg, fand kein Hindernis vor und gelangte auf den Spuren der Panzerketten zum Waffenlager der Kompanie.

Es war ein Zelt, das abseits von den anderen stand. Zamorra riss den Zelteingang auf und betrat das Innere.

Auf eine Kiste fand er eine Taschenlampe. Er schaltete sie ein und fand schnell, was er gesucht hatte.

Die Bazooka lehnte an einem Regal, in dem sich auch die Geschosse für diese Waffe befanden. Zamorra packte sich soviel, wie er tragen konnte, nahm das lange Rohr der Panzerkanonen unter den Arm und rannte nach draußen.

Er ließ das Wäldchen hinter sich und suchte das freie Feld.

Weit voraus hatten die Panzer bereits die Straße überquert und hielten auf das Schloss zu. Zamorra sah das Erbe seiner Vorväter im Geiste schon in Rauch aufgehen.

Er zögerte nicht lange. Er ließ die Geschosse zu Boden gleiten und schob eins in das Rohr der Bazooka.

Dann kniete er sich hin und nahm einen der Panzer aufs Korn. Es war nicht der, in dem Mordius saß. Der ließ sich geschickt durch die Fahrzeuge seiner Begleiter abschirmen.

Er musste etwas geahnt haben. Anders konnte Zamorra sich das Verhalten nicht erklären. Zamorra zielte lange und sorgfältig. Dann drückte er auf den Auslöser.

Mit einem bösartigen Fauchen verließ die Rakete das Rohr und raste auf ihr Ziel zu.

Zamorra konnte deutlich den feurigen Schweif sehen, den die Minirakete hinter sich herzog.

Und dann traf sie ihr Ziel breitseits.

Ein Feuerpilz stieg hoch, und mit ihr der Panzer, so schien es.

Doch es musste wohl eine Täuschung gewesen sein.

Das dumpfe Dröhnen der Explosion drang bis zu Zamorra herüber.

Gespannt verfolgte er, was weiter geschah, dabei lud er allerdings seine Kanone neu.

Der getroffene Panzer blieb stehen und fing dann an, sich im Kreise zu drehen.

Zamorra musste die Laufketten getroffen haben. Der Professor lobte sich selbst für den Schuss. Doch er durfte keine Pause machen in seinen Bemühungen, das Genie *des* Satans aufzuhalten.

Zamorra nahm die anderen Geschosse hoch und rannte hinter dem Panzerkonvoi her.

Und wieder kniete er sich hin, um sich ein neues Ziel zu suchen.

Wieder wurde Mordius durch die anderen Panzer völlig abgeschirmt.

Zamorra zielte genau.

Das Geschoss verließ das Rohr und bohrte sich bei der anvisierten Kriegsmaschine genau zwischen Geschützturm und Oberdeck des Panzers. Der ganze Turm wurde fast losgerissen, und der Panzer blieb stehen. Die beiden anderen rasten weiter auf das Schloss zu.

Unter wüstem Gedröhne schoben sie sich den Abhang hoch, wobei sie genau Ziel auf das Schloss nahmen.

Zamorra versuchte es erneut. Er lud die Bazooka, kniete sich wieder hin und visierte lange. Dann schoss er – und traf wieder.

Jetzt war nur noch Mordius übrig. Und er ließ sich in seinem Hass nicht aufhalten. Er hatte nur ein Ziel vor Augen – den Professor für das büßen zu lassen, was er ihm in Irland angetan hatte.

Zamorra rannte wieder los. Mit langen raumgreifenden Schritten eilte er über den Acker. Er überquerte die Straße.

Mordius musste leicht verwirrt sein, denn er fuhr gar nicht mehr so zielstrebig auf das Schloss zu. Jetzt verschwand er über die Bohlenbrücke, die mit Stahl verstärkt war und deswegen den Panzer trug.

Zamorra setzte zum Endspurt an. Er jagte die Auffahrt hinauf. In der Stille der Nacht hörte er das Röhren des Motors. Mordius musste wie wild auf dem Hof herumkurven und ein Ziel suchen.

Das Fahrtgeräusch verstummte, und Zamorra wusste, dass nun seine

Stunde gekommen war.

Er machte einen Satz auf den Schlosshof – und starrte genau in das Mündungsrohr des Panzergeschützes…

***

Mordius stieß einen lästerlichen Fluch aus. Mit einem Blick und mit Hilfe seiner übernatürlichen Fähigkeiten hatte er erkannt, dass er ganz allein war.

Nein, er hätte nie damit gerechnet, dass Zamorra ihn so einkreisen würde, wie es im Augenblick der Fall war. Er hatte genau miterleben können, wie die drei seiner Kreaturen von dem Professor zur Strecke gebracht worden waren.

Und er hatte es nicht abwenden können!

Das ärgerte ihn am meisten. Sollte er in dem Professor wirklich seinen Meister gefunden haben? Es sah im Moment danach aus.

Doch noch gab sich Mordius nicht geschlagen. Noch saß er in dem Panzer und hatte die Möglichkeit, seine Rache wahr zu machen.

Aber seine Vorsätze, wie er Zamorra in den Tod schicken wollte, verboten ihm ein voreiliges Handeln.

Er hatte sich vorgenommen, dass der Professor jede Minute seines Sterbens in vollem Umfang auskosten sollte. Und von diesem Vorsatz konnte er beim besten Willen nicht abgehen.

Zu lange hatten die Vorbereitungen gedauert, und zuviel hatte er in die Verwirklichung seiner teuflischen Pläne investiert.

Er wollte Zamorra beweisen, wer hier der Herr war und wem es gegeben war, den Sieg über die Menschheit davonzutragen.

Aufmerksam beobachtete er den Professor, der dem Panzer gegenüberstand und offensichtlich unschlüssig war, was er nun tun sollte.

Mordius sah, dass der Professor etwas unter dem Arm hielt. Es war ein langes Rohr, das an einem Ende rußgeschwärzt war. Das musste die Waffe sein, mit der er die Kettenfahrzeuge seiner Kreaturen zerstört hatte.

Mordius dachte nach. Er wollte sich nicht von seinem Vorhaben abbringen lassen. Er versuchte es auf seine Weise.

Er konzentrierte sich und tastete sich zum Gehirn seines Gegners vor. Deutlich konnte er die Gedanken Zamorras lesen. Er stellte fest, dass der Professor sich unablässig fragte, wo seine Freundin abgeblieben war.

Mordius verspürte eine innere Genugtuung, die schwache Stelle des Professors gefunden zu haben. Und er entschloss sich, ein Wagnis einzugehen.

Er öffnete die Geschützturmklappe des Panzers und tauchte aus dem Ungetüm auf.

Zamorra, der das sofort bemerkte, hob die Bazooka an die Schulter und zielte auf den verhassten Gegner.

Mordius machte eine Handbewegung. »Warte, ehe du etwas tust, was du nie mehr gutmachen kannst. Ich sehe, dass du es geschafft hast, meine Diener zur Strecke zu bringen. Alle Achtung, das hätte ich nicht von dir erwartet. Doch du wirst erkennen müssen, dass das alles umsonst war. Denn ich bin dir überlegen. Aber ich will dir eine Chance geben.« Mordius machte eine Pause.

Zamorra raffte sich auf, um ihm zu antworten. »Mordius, oder wie du dich sonst nennen magst, wo ist Nicole Duval? Ich rate dir, es mir ohne Umschweife zu sagen. Ich habe hier eine Waffe, der auch du nicht gewachsen bist. Ich kann dich damit in Stücke schießen. Und dann helfen dir auch deine widernatürlichen Fähigkeiten nichts mehr. Denn wo nichts ist, da kann auch nichts mehr auferstehen. Begreife, dass du geschlagen bist.«

Mordius lachte schallend auf. Die Mauern des Schlosses warfen das Lachen als vielfältiges Echo zurück. Zamorra musste sich gegen seinen Willen schütteln. Gänsehaut spannte sich über seinen Rücken.

Hatte er etwa seinen Gegner unterschätzt?

»Zamorra, du Wurm, das waren nicht meine einzigen Sklaven. Drei von ihnen befinden sich im Augenblick im Keller deines Schlosses. Und zwar in der Folterkammer. Bei ihnen ist eine junge Frau. Soweit ich es mit meinen geistigen Augen sehen kann, handelt es sich dabei um die Frau, die du so verzweifelt suchst. Ihr Todesurteil ist gesprochen. Doch ich bin mehr an dir interessiert als an ihr. Du hast also die Möglichkeit, ihr das Leben wiederzugeben. Stelle dich mir zum Kampf, dann soll ihr nichts gesehen. Ich schlage vor, dass du dich der gleichen Waffe bedienst. Als ich diese Panzer hier geholt habe, konnte ich sehen, dass noch mehr von dieser Sorte unten im Wald stehen. Ich gebe dir Zeit, dir einen solchen zu holen. Und dann werden wir gegeneinander kämpfen. Und ich werde dich in Brand schießen, damit du merkst, wie es ist, wenn man in einem Höllenfeuer steckt. Ich habe in Dublin unsägliche Schmerzen gelitten. Und das vergesse ich dir nicht. Darum sollst du das gleiche erleben. Beeil dich. Du hast nur wenig Zeit. Meine Diener freuen sich schon auf das Todesfest, das sie mit deiner Gefährtin feiern werden!«

Die Situation hatte etwas Wahnsinniges an sich.

Hier stand er, Zamorra, ein Kenner des Übersinnlichen und des Unerklärlichen, und sollte mit einem Gesandten des Bösen ein Duell ausfechten, das jeder Beschreibung spottete.

Ja, mit den klassischen Mitteln der Dämonenbekämpfung kannte er sich aus. Aber dass er mit einem Panzer einen Dämon zur Strecke bringen sollte, erschien ihm mehr als fantastisch.

Einen Moment zögerte er. Er konnte nicht glauben, was er soeben

gehört hatte.
Da übermittelte Mordius ihm ein Bild aus der Folterkammer.
Zamorra sah in seinem Innern die vor Angst starren Augen seiner Freundin. Er las all den Schrecken darin, den sie hatte miterleben müssen und dem sie nicht mehr lange gewachsen war.
Drei unheimliche Figuren umstanden das Streckbett, auf das sie Nicole Duval gefesselt hatten.
Gierige Hände griffen nach der Frau, die er liebte, die er immer schon geliebt hatte. Sie wand sich unter der Berührung der Satansleichen. Sie wollte den Händen ausweichen, wollte sich dem Zugriff entziehen, doch sie konnte sich nicht rühren.
Und Zamorra handelte. »Nun, gut, Mordius. Ich stelle mich zum Kampf. Und ich werde Sieger bleiben. Denn das Böse hat auf dieser Welt keinen Bestand. Bereite dich vor, endgültig zur Hölle zu fahren.«
Zamorra wandte sich um und rannte zurück. Er stolperte den Hang hinunter und jagte auf das Wäldchen zu, in dem Mordius die Ungetüme aus Stahl gefunden hatte.
Der Mond tauchte den Acker, auf dem noch die Trümmer der bereits abgeschossenen Kampfmaschinen schwelten, in bleiches Licht.
Zamorra machte sich keine Gedanken über die Monstren, die in ihnen gesessen hatten. Sie mussten mit zur Hölle gefahren sein. Zamorra drang in den Wald ein. Im Lager der Soldaten herrschte immer noch gespenstische Ruhe. Nichts rührte sich, und kein Laut drang an Zamorras Ohren. Die Kuppel, die Mordius über dem Lager errichtet hatte, schien immer noch zu wirken.
Zamorra umrundete das Lager in einem weiten Bogen. Er wollte nicht noch einmal mit dem unsichtbaren Schutzschirm zusammenstoßen.
Endlich fand er das gesuchte Kampffahrzeug.
Es stand von einer Plane verhüllt auf einer Schneise unweit des Lagers der Soldaten. Schweigen herrschte hier.
Zamorra überlegte nicht lange. Mit einigen schnellen Griffen riss er die Plane herunter und schwang sich auf den stählernen Aufbau.
Er fand die Verriegelung des Geschützturmes und klappte ihn auf.
Schlangengleich ließ er sich hineingleiten. Er fand den Schalter der Innenbeleuchtung und legte ihn um.
Und dann begriff er, warum Mordius so siegessicher gewesen war.
Lediglich zwei kleine Sehschlitze standen dem Professor zur Verfügung, durch die er seine nächste Umgebung beobachten konnte.
Mordius mit seinen paranormalen Fähigkeiten war da ganz klar im Vorteil. Er konnte seinen Geist von seinem Körper trennen und konnte sich quasi außerhalb seines Kampffahrzeuges aufhalten und alles im Auge behalten.
Dagegen war Zamorra nur auf seine Voraussicht und auf die Fehler

seines Gegners angewiesen. Und so wie er Mordius einschätzte, machte der keine Fehler.

Ein Schluchzen wollte in der Kehle des Professors aufsteigen, doch er drängte es zurück.

Jetzt nur nicht schlappmachen, sagte er sich. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Bis jetzt hatte er bei seinen Kämpfen gegen die Boten aus der Unterwelt immer die Oberhand behalten.

Warum sollte es dieses Mal anders sein?

Zamorra ließ den Panzer an. Unter lautem Dröhnen drehte der Motor zwei, dreimal durch, dann kam er.

Das Vibrieren der PS- starken Maschine brachte den stählernen Sarg zum Schwingen.

Zamorra bekam fast Platzangst, als ihm klar wurde, dass er in diesem urweltlichen Ungeheuer aus Metall geradezu wehrlos eingesperrt war.

Doch er ließ den Mut nicht sinken.

Entschlossen legte er den Fahrthebel um. Er hatte es sich auf dem Fahrersitz so bequem gemacht, wie es bei der Enge der Fahrerkabine eben ging.

Rumpelnd setzte sich der Panzer in Bewegung. Zamorra starrte durch einen der Sichtschlitze und lenkte das Gefährt so gut es ging.

Deutlich konnte er die Unebenheiten des Bodens ausmachen, über die der Panzer hinwegfuhr.

Und dann tauchte auf der mondbeschienenen Fläche das feindliche Fahrzeug auf, in dem Zamorra Mordius wusste, den wahnsinnigen Wissenschaftler.

Er hielt geradewegs auf ihn zu.

Langsam drehte sich der Geschützturm in seine Richtung.

Die Drehbewegung wurde gestoppt, und Zamorra versuchte verzweifelt aus der Zielrichtung des Geschützrohes zu gelangen.

Doch er erkannte im gleichen Augenblick, dass er es nicht schaffen würde…

***

Wie ein gereizter Tiger stampfte Pierre Malice durch das Büro der Polizeistation. Er kochte vor Wut.

Seine drei Beamten standen mehr oder minder verschüchtert an der Wand und mussten den Zornesausbruch ihres Chefs über sich ergehen lassen.

»Verdammt noch mal. Ich habe es doch gleich gewusst, dass es hier ein ungeheures Theater geben wird. Schon als ich hörte, dass sich unsere glorreiche Armee in dem Wäldchen unterhalb des Schlosses einnisten wollte, habe ich protestiert. Aber der Gemeinderat hat es ja anders gewollt. Die Herren waren doch so überzeugt davon, dass sie das Geschäft ihres Lebens machen würden. Besonders die Herren

Gastwirte. Und was haben sie jetzt davon? Ich sage es auch – nichts, gar nichts! Schon seit einer Stunde ist da draußen die Hölle los. Verdammt, was soll das überhaupt bedeuten. Müssen die denn ihre Manöver mitten in der Nacht abhalten?«

Ein dumpfes Dröhnen rollte durch das malerische Tal der Loire.

Pierre Malice hielt einen Moment die Luft an. Doch ehe er wieder loslegte, unterbrach ihn der Bürgermeister, der sich ebenfalls in der Polizeistation aufhielt.

»Pierre, lass doch gut sein. Wir bekommen doch den ganzen Flurschaden ersetzt. Es ist doch nicht deine Schuld, dass es hier drunter und drüber geht. Jetzt reg dich nicht auf, und leg dich schlafen.«

»Schlafen? Kann ich bei dem Lärm schlafen? Bei dir piept's wohl. Ich fahre jetzt raus und werde denen mal gehörig den Marsch blasen. Die meinen wohl, sie wären allein auf der Welt. Außerdem, gerade dir dürfte es doch nicht gleichgültig sein, wie es in unserem Dorf um die Nachtruhe bestellt ist. Ich könnte mir sehr gut vorstellen, dass morgen die ersten Sommergäste die Flucht ergreifen. Wenn ich nicht meine Familie hier hätte und in diesem Kaff arbeiten müsste, ich sage euch, ich wäre schon längst verschwunden.«

Die Beamten schauten sich betreten an.

Ihr Chef hatte ja Recht. Es musste wirklich der Teufel los sein. Seit etwa einer dreiviertel Stunde tobte draußen vor dem Dorf auf den Feldern der Schlachtenlärm.

Es hörte sich an wie eine Großoffensive einer übermächtigen Panzertruppe. Immer wieder erhellte der Feuerschein der abgeschossenen Geschützsalven den nächtlichen Himmel.

Und bei jeder neuen Detonation schien das Dorf in seinen Grundfesten zu erbeben.

Malice versuchte bereits seit einiger Zeit, irgendjemand Verantwortlichen in Paris zu erreichen, um festzustellen, ob alles mit rechten Dingen zuging. Doch bereits nach der Pariser Vorwahl ertönte das Besetztzeichen.

Malice blieb stehen. Dann hatte er einen Entschluss gefasst. »Wollen doch mal sehen, ob wir das Getöse nicht abstellen können. Ich werde jetzt selbst mal rausfahren und nach dem Rechten sehen. So geht das nicht weiter. Man muss sich ja schämen, eine Gegend als erholsam anzupreisen, in der nachts große Panzerschlachten toben.«

Er gab seinen drei Beamten ein Zeichen ihm zu folgen.

Nur widerstrebend lösten die sich von der Wand und trotteten hinter ihrem Chef her.

Der Bürgermeister wollte noch etwas sagen, doch er verschluckte lieber, was er auf der Zunge hatte. Es hätte den Polizeichef nur noch mehr aufgeregt.

Kopfschüttelnd verließ auch er das Büro.
Zugegeben, er konnte sich auch keinen Reim darauf machen, dass die Soldaten, die vor zwei Tagen in dem Wald ihr Biwak bezogen hatten, plötzlich in der Nacht mit dem Kriegspielen anfingen. Aber es würde schon seinen Sinn haben.
Überdies war der Bürgermeister ein alter Kriegsveteran, und der Schlachtenlärm übte immer noch einen unerklärlichen Reiz auf ihn aus.
Unbewusst straffte er sich, als er auf die Straße trat. Mit würdevoll erhobenem Haupt entfernte er sich. Sollte Malice doch selbst zusehen, wie er mit dieser Situation fertig wurde.
Wieder rollte der Donner der Geschütze durch die Nacht.
Malice fluchte halblaut vor sich hin, als der Polizeijeep nicht sofort anspringen wollte. Heute ging ihm aber auch alles daneben!
Wieder betätigte er den Anlasser. Endlich kam der altersschwache Motor. Unter lautem Knallen und Fauchen sprang er an. Es dauerte einige Sekunden, ehe er richtig rund lief.
Doch dann war Malice nicht mehr zu halten. Wie ein Todesfahrer drosch er den ersten Gang rein und ließ die Kupplung springen. Der Jeep machte einen wilden Satz und schoss aus der Garage.
Die drei Beamten mussten sich krampfhaft festhalten, um nicht hinausgeschleudert zu werden.
Malice legte mit der alten Mühle ein mörderisches Tempo vor. Er holte aus der alten Kiste, was drinsteckte.
Auf der Landstraße, die zum Schloss führte, konnte er endlich der amtlichen Benzinkutsche die Sporen geben. Einer der Polizisten, die ihn begleiteten, wollte einen schwachen Protest anmelden, doch Malice konnte oder wollte ihn nicht verstehen.
Die Landstraße beschrieb eine lang gezogene Kurve. Ein paar Büsche verdeckten die Sicht auf das Feld dahinter. Dort musste die sonderbare Schlacht stattfinden.
Malice fieberte dem Augenblick entgegen, dem Kompaniechef seine Meinung zu sagen. Darauf freute er sich besonders. Zum Glück hatte in Frankreich das Militär noch nicht die Macht ergriffen. Denen würde er es schon zeigen.
Als der Jeep die Kurve ausgefahren hatte, glaubte Malice, seinen Augen nicht trauen zu können. Den andern drei Beamten erging es nicht anders.
Was Malice sah, war ein Inferno. Halb auf der Straße und über dem Sturzacker lagen dichte Rauchwolken.
Malice konnte drei Panzer zählen, die offensichtlich mit scharfer Munition zusammengeschossen liegen geblieben waren.
Träumte er, oder bildete er sich das nur ein? Ein Manöver mit scharfer Munition? So etwas hatte er noch nie gehört.

Und dann tauchte aus den Rauchschwaden ein Kettenfahrzeug auf. Mit hoher Geschwindigkeit kurvte es über das freie Feld. Gleich darauf tauchte eine weitere Kampfmaschine auf. Sie schien den ersten Panzer zu verfolgen.

Ja, so musste es sein. Der Geschützturm des zweiten Panzers drehte sich träge und suchte offensichtlich sein Ziel. Eine Rauchwolke spritzte aus dem Geschützrohr. Dann folgte der dumpfe Knall.

Der Schuss ging knapp daneben und krachte in den Wald. Es blitzte auf, und die Äste der Bäume, von langer Trockenheit ausgedörrt, fingen Feuer.

Laut klang das Prasseln der Flammen zu den vier Polizisten hinüber.

Malice hatte es die Sprache verschlagen.

Fassungslos verfolgte er das Geschehen auf dem Feld. Es musste Wirklichkeit sein, was er sah.

Auf dem Acker war ein tödlicher Kampf im Gange!

***

In einer Reflexbewegung bremste Zamorra die linke Kettenbahn des Panzers ab.

Augenblicklich drehte sich das mächtige Fahrzeug auf der Stelle.

Im Vorbeiwischen des Sehschlitzes konnte Zamorra gerade noch erkennen, wie aus dem Geschützrohr seines Widersachers ein weißes Rauchwölkchen hervorplatzte.

Ein wuchtiger Schlag traf das eigene Fahrzeug. Er ächzte auf wie ein waidwundes Tier. Jeden Augenblick rechnete der Professor damit, dass der Panzer explodierte oder unbeweglich liegen blieb.

Zamorra wurde in der engen Kabine hin und her geschleudert.

Sein Kopf schlug gegen ein Seitenschott. Sterne tanzten vor seinen Augen auf und nieder.

Krampfhaft bemühte Zamorra sich, die Ruhe zu bewahren. Er zwang sich dazu, ruhig und regelmäßig durchzuatmen. Seine Lungen füllten sich in gleichmäßigem Rhythmus mit nach Benzin und Öl stinkender Luft.

Zamorra verspürte ein Kratzen in der Kehle und musste husten.

Seine rechte Hand tastete nach dem Auslöser der Bordkanonen. Es handelte sich um Schnellfeuerkanonen.

Vor sich konnte Zamorra durch den Sehschlitz erkennen, dass alles frei war. Also musste Mordius sich in seinem Kampfwagen hinter ihm befinden.

Ein drückendes Gefühl entstand in Zamorras Magengrube.

Er kam sich vor wie auf dem Präsentierteller.

Er steuerte den Panzer in wirren Schlangelinien über den Acker und ließ ihn plötzlich auf der Stelle herumschwenken. Ein dunkler Schatten glitt vor dem Sehschlitz vorbei.

Das musste der Panzer des Ungeheuers gewesen sein.

Rein reflexartig drückte Zamorra auf den Auslöseknopf der großen Kanone. Donnernd löste sich der Schuss. Der Rückstoß ließ den Stahlkoloss erzittern.

Zamorra erkannte, dass der Schuss daneben gegangen war und machte sich an die Verfolgung.

Ja, jetzt sah es besser aus für ihn. Jetzt hatte er den Gegner vor sich und konnte das Kampfgeschehen bestimmen.

Wieder jagte er einen Schuss hinaus.

Daneben.

Allmählich schoss Zamorra sich ein. Er hatte noch nie einen Panzer gefahren. Das einzige, was er über die Bedienung eines solchen Ungetüms wusste, kannte er noch aus seiner Militärzeit und von Besichtigungen her, an denen er einmal teilgenommen hatte.

Sein Fahrstil war alles andere als elegant, und er wusste, dass er nur auf einen Zufallstreffer hoffen konnte.

Da verfiel er auf eine andere Methode. Er musste einfach versuchen, das Fahrzeug seines verhassten Feindes zu rammen. Vielleicht konnte es ihm so gelingen, ihn kampfunfähig zu machen. Und vielleicht konnte er sogar das andere Fahrzeug umkippen und Mordius auf diese Art und Weise festhalten in seinem stählernen Gefängnis.

Zamorra setzte diese Idee sofort in die Tat um.

Er fuhr einen weiten Bogen und achtete darauf, dass er sich immer hinter dem feindlichen Panzer befand.

Mordius war offensichtlich auf der Suche.

Zu seinem übergroßen Schrecken spürte Zamorra plötzlich tastenden Gedanken des Gegners. Sie suchten ihn, suchten sein Gehirn und wollten feststellen, was er zu tun beabsichtigte.

Zamorra dachte intensiv an andere Dinge. Und er hatte Erfolg.

Nach einiger Zeit merkte er, wie sich die telepathischen Fühler zurückzogen, und er konnte wieder frei denken.

Mordius hatte jedoch bemerkt, dass Zamorra sich hinter ihm befand. Mit einer schnellen Wendung wollte er ihn überlisten, doch der Professor war auf ein ähnliches Manöver vorbereitet gewesen.

Er reagierte genau richtig.

Und weiter ging die wilde Jagd.

Jetzt geriet wieder die Straße in Zamorras Blickfeld.

Lichtfinger tasteten sich den schmalen Fahrweg entlang. Zamorra wurde einen Moment abgelenkt.

Mordius musste das bemerkt haben. Blitzschnell bremste er ab und drehte auf der Stelle. Die Entfernung betrug vielleicht fünfzehn Meter.

Zamorra durchzuckte ein heißer Schreck. Er bremste ebenfalls und ließ den Stahlkoloss ausbrechen.

Ein halber Treffer traf den Geschützturm und schüttelte den Panzer

mit zyklopischer Gewalt durch.
Zamorra sackte nach vorn und schlug mit der Stirn auf das Instrumentenbrett. Für Sekunden trat er weg. Tiefe Finsternis umfing ihn, und fast wäre Zamorra der Verlockung des ewigen Vergessens erlegen.
Doch der Gedanke an Nicole gab ihm neue Kraft.
Er peitschte sich hoch zu einer letzten Energieleistung.
Nur nicht aufgeben, hämmerte es in ihm. Nur nicht aufgeben! Und er gab nicht auf.
Zamorra fuhr suchend im Kreis.
Und dann hatte er seinen Gegner wieder gefunden.
Der raste mit vollem Tempo auf ihn zu. Zamorra gab Gas und fegte zur Seite weg. Mordius folgte ihm. Zamorra wusste das genau.
Und so hatte er es auch gewollt. Er konnte sich nämlich erinnern, dass die beiden Felder, auf denen diese Schlacht auf Leben und Tod stattfand, durch einen breiten und ziemlich tiefen Graben getrennt wurden.
Dorthin wollte er Mordius locken und dann das letzte versuchen, was ihm noch blieb.
Mordius enttäuschte den Professor nicht. Er nahm sofort die Verfolgung auf. Zamorra konnte nicht sehen, was hinter seinem Kampfwagen geschah, doch er wusste mit fast tödlicher Gewissheit, dass sich der lebende Tote mit seiner Maschine hinter ihm befand.
Zamorra hielt genau auf den Graben zu. Schon spürte er, wie der Panzer nach vorn kippte und hineinfuhr. Mit einem weiten Satz schoss er am gegenüberliegenden Rand wieder hinaus. Sofort schlug Zamorra eine Richtung ein, die parallel zum Graben verlief.
Mordius vollführte im selben Augenblick das gleiche Manöver.
Nur war er noch nicht aus dem Graben herausgekommen. Instinktiv wusste er, dass Zamorras Geschütz ihm hier nichts anhaben konnte, denn so tief konnte das Geschützrohr nicht gesenkt werden, als dass Zamorra ihn hätte treffen können.
Mordius sah sich schon als sicherer Sieger, da trat eine überraschende Wendung ein.
Zamorra steuerte wieder auf den Graben zu. Er bremste die rechte Kette ab, der Panzer schwang herum und nahm wieder Fahrt in Richtung Graben auf.
Erst begriff Mordius nicht, was Zamorra mit diesem Manöver bezweckte. Und als er es merkte, da war es schon zu spät.
Zamorra traf den Panzer seines Gegners voll. Unter ohrenbetäubendem Krachen prallten die beiden Stahlkolosse aufeinander.
Das Geschützrohr von Zamorras Panzer bohrte sich in den Zwischenraum zwischen Geschützturm und Panzerplatten.

Mordius hielt sich krampfhaft fest. Er ahnte, was nun kam.

Sein Panzer neigte sich auf die Seite. Die linke Kette drehte durch.

Und dann kippte der Panzer vollends um.

Mordius konnte es nicht fassen. Wieder hatte ihn dieser Professor besiegt. Doch er hatte noch die Möglichkeit, seine Rache wenigstens zum Teil zu vollenden.

Seine Gedanken lösten sich aus seinem Hirn. Sie jagten hinauf zum Château, glitten durch die Wandelgänge, die Treppen hinunter in den Keller und hin zur Folterkammer.

Hier warteten die, die er mit der Kraft seines Denkens erreichen konnte – seine Kreaturen, die Sklaven für seine Irrsinnstaten.

Ein wilder Schrei tanzte stumm durch das alte Schloss und wurde von den toten Gehirnen der Satansleichen aufgefangen und in die Tat umgesetzt.

»Tötet das Mädchen! Tötet sie! Sie soll sterben!«

Und wieder sammelte Mordius die Kraft seines irren Geistes und trieb seine Genossen des Grauens zum Handeln.

»Tötet! Tötet! Tötet!«

***

Nicoles Atem ging stoßweise. Nur zögernd schlug sie die Augen auf.

Die Toten hatten von ihr abgelassen. Doch immer noch spürte sie die ekelhaften Hände der lebenden Leichen auf ihrem Körper.

Die drei Kreaturen hatten sich zurückgezogen. Mit stumpfen Augen starrten sie die Frau auf dem Streckbett an.

Eine entsetzliche Ahnung beschlich Nicole Duval. Sie hatte sich schon die ganze Zeit gefragt, warum sie schon so lange hier auf diesem Foltergerät lag und die drei keine Anstalten machten, etwas zu tun.

Sollte es etwa so sein, dass sie auf einen Befehl warteten? Auf den Befehl von Mordius, ihrem Meister?

Nicole wagte gar nicht daran zu denken und sich auszumalen, was dann geschehen würde, wenn dieser Befehl die toten Hirne der Bestien erreichte.

Sie fröstelte. Sie hatte plötzlich einen unbändigen Durst. Ihre Zunge lag pelzig und geschwollen in ihrem Mund. Fast meinte sie, an ihrer eigenen Zunge zu ersticken. Aber sie bildete sich das wohl nur ein.

Ihre Gedanken beruhigten sich wieder. Und erneut schickte sie ein Stoßgebet zum Himmel, dass eine gnädige Ohnmacht sie in ihre Arme aufnahmen sollte, wenn es wirklich soweit war, dass sie sterben sollte.

Eine plötzliche Bewegung eines der lebenden Toten ließ sie zusammenzucken.

Auch in die anderen kam eine gewisse, unerklärliche Unruhe.

Lauschend reckten sie die widerlichen Schädel vor. Nicole konnte deutlich ein Zucken in den grässlichen Gesichtern der Untoten

beobachten.
Es war, als hätte sie eine für sie unhörbare Stimme erreicht.
Sollte Mordius mit seinen Kreaturen die Verbindung aufgenommen haben?
Schaudernd schloss Nicole die Augen.
Doch die Berührung einer kalten Hand ließ sie sofort wieder hochschrecken.
Der ihr am nächsten Stehende hatte seinen Arm ausgestreckt.
Nicole war mittlerweile schon so abgestumpft durch die grauenhaften Erlebnisse dieser Nacht, dass sie keinen Versuch mehr unternahm, dieser Berührung auszuweichen.
Ergeben erwartete sie das Ende.
Die Hand wurde zurückgezogen.
Die drei Gestalten verteilten sich um das Streckbett. Einer der drei trat an die Winde, mit der man das Streckbett bedienen konnte.
Langsam fasste er nach den Speichen des Rades und begann es mit zeitlupenhaften Bewegungen zu drehen. Erst verstand Nicole nicht, was er vorhatte. Aber als die Erkenntnis sie mit aller erdenklichen Brutalität traf, schrie sie gequält auf.
Sie wusste auf einmal, wie sie sterben sollte. Und diese Todesart konnte sich nur das kranke Hirn von Mordius, diesem Satansdiener, ausgedacht haben.
Man wollte sie auf diesem altertümlichen Streckbett regelrecht auseinanderreißen!
Das Rad wurde immer weiter gedreht. Schon spürte sie, wie sich die ledernen Fesseln an ihren Hand und Fußgelenken spannten.
Noch war aber der Druck der Lederriemen nicht schmerzhaft.
Nicole stellte sich vor, wie lange es wohl dauern würde, bis der Tod sie endlich erlöste. Der menschliche Körper sollte doch eine ganze Menge Belastungen aushallen können.
Nicole musste plötzlich lachen. Hysterisch kreischte sie auf. Sie lag hier und dachte darüber nach, wie lange es wohl dauern würde.
Wurde sie allmählich wahnsinnig? Hatten die Erlebnisse der Nacht ihren Geist verwirrt?
Sie schrie ihre Angst hinaus, rief nach dem Mann, dem ihr ganzes Vertrauen galt, auf den sie all ihre Hoffnungen setzte.
»Zamorra! Zamorra, hilf mir!«
Die drei Untoten schüttelten die Köpfe. Ein Grinsen verzerrte ihre Fratzen. Unverständliches Krächzen drang über ihre fleischlosen Lippen. Es klang wie das Lachen aus einer anderen Welt.
Und da befanden sie sich auch wirklich – in einer anderen Welt.
Für sie galt nicht menschlicher Schmerz. Sie hatten den Tod erlebt, waren von ihm geholt worden. Und nur ein dämonischer Geist hatte ihnen die Rückkehr in ihre Welt erlaubt. Und diesen Aufenthalt

wollten sie so bald nicht beenden.

Darum mussten sie die Befehle befolgen, die man ihnen gegeben hatte.

Nicole begriff, dass sie keine Gnade zu erwarten hatte.

Sie wusste nur nicht, wie lange sie diese Folterung noch aushalten konnte…

***

»Tötet! Tötet! Tötet…«

Der Schrei traf Zamorra kurz bevor er in tiefe Bewusstlosigkeit versank. Er war nach vorn geschleudert worden, als er den Panzer von Mordius gerammt hatte.

»Tötet! Tötet! Tötet!«, hallte es immer wieder durch Zamorras Gedanken.

Da fiel ihm seine Assistentin ein. Mordius musste sie meinen.

Doch was wollte er mit dem Schrei bezwecken? War es ein Befehl?

Wer sollte diesen Befehl empfangen?

Zamorra wand sich aus seinem Sitz. Schwerfällig richtete er sich auf und zwängte sich an Apparaturen vorbei zum Aufgang zum Geschützturm hin.

Die Klappe hatte sich verklemmt. Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es Zamorra, sie aufzustoßen. Kühle Nachtluft drang ein und füllte seine Lungen.

Der Professor atmete tief durch. Er schaute sich um.

Lichtfinger tanzten über den Sturzacker, der von den Fahrspuren der beiden Panzer zerfurcht war wie eine Landkarte.

Zamorra erkannte den Polizeijeep aus dem Dorf. Doch er nahm es nur am Rande wahr.

Unaufhörlich fragte er sich, was dieser wilde Schrei in seinen Gedanken zu bedeuten hatte.

Die Erkenntnis traf ihn wie ein Blitzschlag.

Mordius war gar nicht tot! Er konnte es ja gar nicht sein. Bereits einmal hatte er bewiesen, dass er sich wieder hatte befreien können, obwohl alles danach aussah, als hätte ihn sein Schicksal endgültig ereilt.

Und Zamorra wusste, was er zu tun hatte.

Er ließ sich einfach wieder zurück in den Panzer fallen.

Spuckend und fauchend sprang der Motor an.

Wie ein Wilder bearbeitete Zamorra den Fahrthebel. Knirschend setzte sich das Gefährt in Bewegung. Zamorra setzte einige Meter zurück, bis er freies Schussfeld hatte.

Er dachte nicht lange nach, was alles geschehen konnte. Er kümmerte sich auch nicht um die herannahenden Polizisten.

Sein ganzes Trachten galt nur der Rettung seiner Freundin. Vielleicht

war es noch nicht zu spät.

Er hoffte es inständig und betet innerlich darum.

Zamorra zielte genau. Dann betätigte er den Auslöseknopf der Bordkanone. Donnernd löste sich der Schuss.

Unter wüstem Krachen traf er den umgekippten Panzer des wahnsinnigen Wissenschaftlers. Und wieder und wieder jagte Zamorra weitere Schüsse hinaus. Alle trafen ihr Ziel.

Eine Stichflamme schoss hoch.

Zamorra hatte den Treibstofftank des Panzers getroffen.

Jetzt erst wagte Zamorra es, endgültig aus seinem stählernen Sarg auszusteigen.

Plötzlich meinte er, ein wüstes Lachen zu hören, doch er musste sich wohl getäuscht haben.

Eine Detonation brachte die Erde zum Beben. Die Munition des anderen Kampfwagens flog in die Luft.

Die Feuersäule, die über dem Panzer stand, erleuchtete die Umgebung fast taghell.

Langsam ließ Zamorra sich von seinem Fahrzeug hinuntergleiten.

Seine Knie waren weich wie Pudding, und es dauerte einen Moment, bis er richtig gehen konnte.

Er schlug die Richtung zum Schloss ein.

Eine wilde Hoffnung erfüllte ihn. Vielleicht kam er noch nicht zu spät. Vielleicht konnte er Nicole noch retten.

Und er wusste genau, wo er zu suchen hatte.

Die Folterkammer! Dort musste er Nicole finden, denn das war der einzige Ort im Schloss, der in Frage kam.

Um die Schreie der Polizisten kümmerte er sich nicht.

Er sah das Château vor sich und hetzte mit langen Sätzen den Hang hinauf…

***

Im Schloss war es totenstill. Einsam und verlassen lag der Schlosshof im bleichen Mondlicht. Nichts deutete daraufhin, dass sich hier ein Drama abspielte, das mit menschlichen Maßstäben nicht zu messen war.

Lediglich die Fahrspuren eines Panzers hatten sich in das Pflaster des Hofes eingedrückt.

Zamorra erreichte den Eingang zum Schloss und stürmte die Treppe hoch.

Er rannte durch den Gang zur Kellertreppe. Kühle Luft schlug ihm entgegen, die immer eisiger wurde, je tiefer Zamorra in die Gewölbe des alten Gemäuers vordrang.

Das sagte ihm, dass sein Verdacht richtig gewesen war. Hier unten musste Nicole sich irgendwo aufhalten. Und sie war mit Sicherheit

nicht allein.
Mordius musste noch mehr Diener haben, die seine Befehle, ganz gleich wie sie lauteten, jederzeit ausführten.
Vor der Tür zur Folterkammer blieb Zamorra stehen. Da hörte er durch die dicken Bohlen einen schrillen Schrei.
Das war Nicole!
Jetzt konnte ihn nichts mehr halten.
Mit einem Ruck riss er die Tür auf.
Die Szene, die sich seinen Augen darbot, ließ ihm das Blut in den Adern erstarren.
Drei unheimliche Gestalten beugten sich über das Streckbett, auf dem die nackte Nicole Duval lag.
In dem Moment, in dem Zamorra die Tür aufriss, fuhren die Köpfe der Ungeheuer herum.
Zwar brannte in ihnen immer noch der Befehl, den ihnen ihr Herr und Meister übermittelt hatte, doch erkannten sie sofort, dass der Eindringling sie an der Ausführung dieses Befehls hindern wollte.
Augenblicklich bezogen sie Position. Dicht aneinander gedrängt, schoben sie sich auf den Professor zu. Es war eine lebende Mauer, was da auf Zamorra zukam und ihn abdrängen wollte.
Zamorras Blick hetzte durch den Raum und suchte nach einer Waffe, mit der er sich gegen die Monster zur Wehr setzen konnte.
Sein Blick blieb an einem langen Schwert hängen, das in einer Ecke stand. Zamorra drückte sich an die Wand, dass er den Rücken freihatte, und schob sich auf das Schwert zu.
Die Untoten schienen seine Absicht nicht zu durchschauen, jedenfalls machten sie keine Anstalten, dem Professor den Weg abzuschneiden.
Ungehindert konnte Zamorra sich dem Winkel nähern. Ein letzter verzweifelter Satz, ein schneller Griff, und er hatte die mörderische Waffe in der Hand.
Wie ein Raubtier bei der Verteidigung, so fuhr er herum und erwartete die Ungeheuer. Die schienen noch nicht bemerkt zu haben, dass Zamorra nicht mehr unbewaffnet war. Oder es machte ihnen nichts aus.
Zamorra ließ das Schwert in einem großen Bogen über seinem Kopf kreisen. Pfeifend zerteilte die Klinge die stickige Luft in dem Verlies der Tränen.
Zamorra machte einen Ausfall.
Doch katzengleich wichen die lebenden Toten zurück.
Es bereitete ihnen wohl Freude, ihren Gegner in die Enge zu treiben und ihn um sein Leben kämpfen zu lassen.
Zamorra hoffte inständig, dass Mordius nicht mehr seine Gedanken hierher übertragen konnte, denn nur so, ohne die Mithilfe ihres Meisters, waren die Untoten durchaus zu besiegen.

Wieder versuchte Zamorra einen Ausfall, und wieder zogen sich die lebenden Leichen zurück.

Einer von ihnen wandte sich um und suchte sich ebenfalls eine Waffe.

Er fand sie auch. Es war ein Brandeisen, mit dem früher den armen Gefangenen schreckliche Wunden beigebracht worden waren.

Zum Glück brannte in dem Kamin kein Feuer, und das Brandeisen war kalt.

Trotzdem war es eine Waffe, vor der Zamorra sich in Acht nehmen musste.

Indem er das Eisen wild auf und nieder schwang, drang der Untote auf ihn ein.

Ein lautes Klirren ertönte, als das Schwert auf das Eisen traf. Zamorra musste seine Finger fest um den Schwertgriff krampfen, sonst wäre es ihm aus der Hand gewirbelt worden.

Der Untote verfügte über unmenschliche Kräfte.

Zamorra durchzuckte der Gedanke, dass hier vielleicht doch Dämonen ihre Hände im Spiel hatten.

Und jetzt, wo er sich auf sein Amulett konzentrierte, verspürte er auch das charakteristische Brennen, mit dem es ihm immer die Mächte des Bösen ankündigte. Doch Zamorra wusste auch, dass er mit dem Amulett nichts würde ausrichten können, denn die Untoten vor ihm waren ja nur Gesandte eines Dämons.

Hier war Zamorra einzig und allein auf seine körperlichen Kräfte angewiesen.

Und wenn er diesen Kampf nicht bestand, dann wartete auf ihn ein schrecklicher Tod.

Er schaute kurz zu Nicole hinüber.

Sie war ohnmächtig geworden, oder sie hatte nur die Augen geschlossen, um das Schreckliche nicht mit ansehen zu müssen.

Wieder griff der Kerl mit dem Eisen den Professor an.

Die beiden anderen Untoten versuchten auf ihre Weise, den Kampf vorzeitig zu beenden. Sie griffen nach der Jacke des Professors und hielten ihn fest.

Mit einem kräftigen Ruck machte Zamorra sich frei. Das Reißen von Stoff erklang, und die Jacke hing nur noch in Fetzen an seinem Körper.

Zamorra steppte zur Seite und pendelte einen Angriff des Burschen mit dem Brandeisen aus.

Er wusste jetzt, was er machen musste. Erst einmal galt es, die beiden unbewaffneten aber dafür nicht weniger gefährlichen Untoten niederzumachen.

Zamorra stürzte vor und führte einen kraftvollen Schwertstreich.

Mit einem dumpfen Geräusch traf die Klinge des Schwertes den Hals

des rechten der drei Monster.

Ein erstickter Seufzer wehte durch den Raum, und der Kopf des Ungeheuers krachte auf den Boden. Er rollte noch einen Meter weiter und prallte dann gegen die Wand, wo er liegen blieb. Blicklos starrten die Augen des Schädels zur Decke der Folterkammer.

Die beiden übrig gebliebenen Monster stießen ein bösartiges Knurren aus.

Nun drangen sie mit größeren Anstrengungen auf den Professor ein.

Zamorra änderte seine Taktik, als er sah, dass sie gekonnt den bogenförmig geführten Schlägen auswichen.

Plötzlich benutzte er das Schwert als Stichwaffe.

Er zielte genau und trieb es dem anderen Unbewaffneten mitten ins Herz. Zamorra wusste, dass das die einzige Möglichkeit war, den Untoten außer Gefecht zu setzen.

Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte der lebende Leichnam nach vorn aufs Gesicht.

Zamorra wusste, dass er dem Untoten keine Schmerzen zufügte.

Die Seele hatte seinen Körper verlassen, und er lebte nicht mehr im eigentlichen Sinne. Lediglich der Wille eines Irren hatte ihn aus seinem Grab auferstehen lassen. Zamorra versuchte nur, ihm den ewigen Frieden wiederzugeben.

Zamorra atmete innerlich auf, als er sah, dass der lebende Leichnam auch wirklich liegen blieb. Er hatte fast damit gerechnet, dass er wieder aufstehen würde, um den Kampf fortzusetzen.

Nun konnte Zamorra sich voll auf den Letzten der drei konzentrieren.

Und der war der Gefährlichste. Er wusste das Eisen gut zu handhaben. Und er benutzt es als mörderische Schlagwaffe.

Immer wieder zielte er mit dem Mordinstrument nach dem Kopf des Professors.

Zamorra konnte mehr als einmal nur im letzten Moment den Tod in Form eines Treffers abwehren.

Sein Handgelenk würde allmählich taub. Er spürte seinen Arm kaum noch. Und immer wieder zwang der Untote ihn zu neuen Abwehraktionen. Der Schweiß trat dem Professor auf die Stirn. Er lief ihm in den Kragen seines Hemdes. Zamorra schwitzte wie in einer Sauna. Doch er nahm das nicht wahr. Zu sehr nahm ihn der Kampf um sein Leben in Anspruch.

Zamorra erinnerte sich an die alten Regeln der Fechtkunst. Er merkte, dass das sinnlose Losschlagen keinen Zweck hatte. Er musste es anders versuchen. Vielleicht gelang es ihm mit einigen klassischen Manövern.

Erst einmal musste er dafür sorgen dass der Bursche seine Waffe aus den Händen verlor.

Zamorra focht mit dem Schwert eine gekonnte Parade.

Die Klinge des Schwertes verhakte sich mit dem Brandeisen. Zamorra hebelte das Schwert herum.

Ein Krachen erscholl. Das Brandeisen hing plötzlich frei im Raum und flog in die Ecke. Zamorra hatte dem Monstrum durch seine Parade die Finger gebrochen.

Doch kein Schmerz verzerrte das Gesicht der lebenden Leiche.

Allerdings hatte auch Zamorra bei diesem Schwertmanöver Pech.

Er war so wenig darauf vorbereitet gewesen, dass ihm sein Versuch, den Gegner zu entwaffnen, so schnell gelingen würde, dass auch er das Schwert aus der Hand verlor.

Es wirbelte durch die Luft und rutschte über den Boden in eine Ecke.

Zamorra wollte hinterherhechten, um es wieder an sich zu bringen, da traf ihn ein brutaler Schlag im Nacken. Ihm wurde wieder für einen Moment schwarz vor Augen.

Er sank in die Knie und schüttelte den Kopf, um ihn wieder klar zu bekommen. Er wollte wieder auf die Beine kommen, da spürte er hinter sich eine schnelle Bewegung. Instinktiv warf er sich nach hinten und fühlte einen Widerstand. Es waren die Beine des Untoten, der sich soeben mit ausgestreckten Händen auf den Professor stürzen wollte.

Die krallenartigen Finger zielten nach Zamorras Kehle. Doch sie schossen ins Leere. Lediglich ein Fingernagel riss dem Professor eine breite Blutbahn auf der Wange.

Durch den eigenen Schwung nach vorn gerissen und von Zamorra auf halbem Weg unsanft gebremst, ging der Untote zu Boden.

Zamorra suchte eine Waffe, denn er wusste, dass er mit bloßen Händen das Monstrum kaum endgültig töten konnte.

Sein Blick fiel auf eine Eiserne Jungfrau in einem anderen Winkel der Folterkammer. Das war die einzige Möglichkeit, die ihm noch blieb.

Aber Zamorra hatte keine Zeit mehr, noch weiter zu überlegen.

Der Untote hatte sich wieder hochgerappelt und stürzte sich erneut auf den Gegner.

Diesmal konnte Zamorra nicht so schnell ausweichen.

Mit unbändiger Kraft krallten sich ekelhaft klebrige und kalte Finger um seine Kehle.

Rote Kreise tanzten vor Zamorras Augen.

Sollte das schon das Ende sein?

Mit einer letzten Kraftanstrengung sprengte Zamorra den gnadenlosen Griff des Untoten.

Zamorra hebelte ihm einen Arm beiseite. Unfreiwillig musste die Bestie loslassen.

Zamorra setzte sofort nach. Unaufhaltsam drängte er den Kerl auf die Nische zu, in der die Eiserne Jungfrau stand.

Nur noch wenige Schritte trennten ihn von dem Foltergerät.

Als hätte der Untote eine Ahnung, verstärkte er noch seine

Bemühungen, doch Zamorra sah den Sieg dicht vor den Augen. Er ließ sich nicht mehr beirren.

Mit einem heftigen Stoß brachte er den Untoten ins Stolpern.

Er kippte nach hinten genau in die Eiserne Jungfrau hinein.

Kaum drangen die ersten Messer in seine lederartige Haut ein, da warf Zamorra die Klappe des Gehäuses zu. Im letzten Moment noch konnte er sehen, wie eines der Messer in der Tür dem Untoten genau ins Herz drang.

Ein letztes Aufstöhnen irrte durch den kahlen Raum, dann war Stille.

Nur noch das Keuchen des Professors war zu hören und das gequälte Schluchzen seiner Sekretärin.

Das brachte Zamorra wieder auf den Boden der Tatsachen.

Mit fliegenden Fingern löste er die Fesseln an den Gelenken von Nicole Duval, und hob sie von dem Streckbett hoch, das beinahe für sie zur letzten Lagerstätte geworden wäre.

Zamorra schwankte leicht hin und her, als er über die Treppe nach oben stieg, um Nicole wie ein kleines Kind im Säuglingsalter zu Bett zu bringen.

Was sie jetzt brauchte, waren Ruhe und Schlaf, damit sie das Grauen dieser Nacht bald vergessen konnte.

***

Als Zamorra noch einmal hinausging auf den Burghof, wurde er schon erwartet.

Pierre Malice starrte ihn misstrauisch an. »Sagen Sie einmal, Professeur, was geht hier eigentlich vor. Habe ich das recht gesehen? Haben Sie einen der Panzer da herunter gefahren? Der Lieutenant der Kompanie unten im Wäldchen war soeben bei mir und meldete mir, dass man fünf seiner Panzer gestohlen hat. Was können Sie dazu sagen?«

Zamorra konnte sich ein gequältes Lachen nicht verkneifen. »Mein lieber Pierre, wenn ich Ihnen alles erzählen würde, dann würden sie mich, so wie ich Sie kenne, mit Sicherheit für verrückt erklären lassen. Ich habe es ja bereits schon einmal versucht. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag. Gehen Sie erst einmal auf den Friedhof und überzeugen Sie sich, ob dort alles in Ordnung ist, wie es sein muss.«

Malice machte ein Gesicht, als hätte man ihm ein unlösbares Rätsel aufgegeben. »Wie soll ich das verstehen, Professeur? Wollen Sie mit mir einen Scherz machen? Wenn ja, dann kann ich bestimmt nicht mitlachen, und Sie stehen mit Ihrem Humor allein da.«

»Nein, Pierre, ich will mit Ihnen keinen Scherz machen. Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe, dann werden Sie feststellen, dass sechs Gräber aufgebrochen sind und dass die Toten aus ihnen verschwunden sind. Und wenn sie die Angelegenheit mit Ihrem sicheren kriminalistischen

Scharfsinn untersuchen, dann werden Sie auch feststellen müssen, dass niemand die Toten ausgegraben hat, sondern dass sie ihren Weg allein nach oben an die Erdoberfläche gefunden haben.«

Das Gesicht von Pierre Malice war ein einziges Fragezeichen.

Zamorra versuchte, ihm alles zu erklären, was vorgefallen war, was in Dublin geschehen war und wie es überhaupt zu dieser unwirklichen Schlacht hier im Loiretal gekommen war. Nachdem Zamorra geendet hatte, war Malice noch verwirrter als vorher.

Kopfschüttelnd stand er da und wollte nicht glauben, was er da gehört hatte. Langsam setzte er sich in Bewegung und ging über die Auffahrt zum Schloss hinunter zur Straße.

Am Rande des Feldes, auf dem die Schlacht stattgefunden hatte, blieb er einen Moment stehen. Er drehte sich um und warf einen misstrauischen Blick zum Schloss hinauf.

Dann murmelte er etwas Unverständliches und ging zu seinem Jeep. Seine Kollegen warteten schon auf ihn.

Erstaunt schauten sie ihren Chef an. So hatten sie ihn noch nie erlebt. Er war sprachlos. Er musste etwas ganz Ungewöhnliches erlebt haben.

Was da vor ihren Augen stattgefunden hatte, konnten die drei als einfache Beamte ohnehin nicht begreifen. Ihr Metier war es, Verkehrssünder aufzuschreiben und Strafzettel auszustellen.

Sollte über diese Nacht nachdenken, wer wollte.

Pierre Malice ließ den alten Jeep an. Er schaute noch einmal über das Feld, dann setzte er den Wagen in Gang.

Im Schritttempo rollte er auf das Dorf zu, über dem bereits die Sonne aufging.

Zamorra folgte dem Wagen mit den Augen, bis er hinter den ersten Häusern verschwand.

Dann ging er zurück ins Schloss, ohne auch nur einmal noch einen letzten Blick auf die Stätte seines Triumphes zu werfen.

***

Im Laufe des Vormittags des gleichen Tages ging man daran, die Trümmer der nächtlichen Schlacht einzusammeln.

Die Soldaten in dem Wäldchen hatten von allem überhaupt nichts mitbekommen. Sie hatten alles verschlafen. Verstehen konnte das keiner von ihnen.

Nur Zamorra, der ja miterlebt hatte, wie Mordius die Kuppel aufgebaut hatte, hätte etwas dazu sagen können, doch er hielt es für besser, darüber zu schweigen.

Als man die Panzer aufschweißte, soweit man sie nicht durch die Klappe auf den Geschütztürmen aufbekam, fand man drei halbverweste Leichen auf den Fahrersitzen.

Die Polizei stand vor einem Rätsel, auch wenn Pierre Malice

feststellen musste, dass auf dem Friedhof wirklich sechs Gräber offen waren.

Als man auch noch drei Leichen in der Folterkammer des Château Montagne fand, verstand Malice die Welt nicht mehr. Er dachte schon daran, sich pensionieren zu lassen. Aber der Ruf der Pflicht konnte ihn soeben noch von diesem Entschluss abbringen.

Der vierte Panzer, den Zamorra zuletzt zur Strecke gebracht hatte, war völlig ausgebrannt.

Allerdings fand man in ihm ebenfalls eine Leiche mit einer riesigen Wunde in der Brust. Die Leiche war erstaunlich gut erhalten, doch Malice konnte in diesem Fall überhaupt nichts mehr verblüffen.

Die Toten wurden in der Kirche des Dorfes aufgebahrt, und zwar auf den Rat Zamorras.

Warum, hatte er nicht erklärt, doch Malice wagte auch nicht danach zu fragen. Schließlich wollte er sich vor seinen Leuten nicht lächerlich machen.

Zamorra wusste genau, was er tat.

Er war überzeugt, dass nun die Toten ihre ewige Ruhe finden mussten, auch Mordius, denn in einem geweihten Gebäude würden ihn die Dämonen nicht erreichen können.

Und dass Mordius mit dem Bösen im Bunde gestanden hatte, das war Zamorra so klar wie nur etwas.

ENDE